Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Heißes Blut.

Novellen

von

Nahida Remy.

Berlin.
Verlag von Richard Eckstein Nachfolger
(Hammer & Runge.)
[1890]

Ein Volksredner.

Im Innern der Insel Sicilien, in einem unscheinbaren, alten, engen Häuschen, lebte ein Greis mit seiner verwittweten Tochter und deren vier kleinen Kindern. Der Alte galt für reich. Das Gerücht, er besitze ein großes Vermögen und mancherlei geheime Schätze, war weithin verbreitet, doch wußte Niemand, woher das Gerücht gekommen sei.

Eines Tages umzingelten Banditen das Haus, ergriffen das junge Weib, entführten es mit Gewalt und drohten es zu erschießen, wenn der Vater nicht in acht Tagen ein Lösegeld von dreitausend Piastern an einem bezeichneten Ort niederlegen würde.

Der Alte rang die Hände, die Kinder schrieen nach der Mutter, die ganze Umgebung gerieth in Aufregung, doch Niemand glaubte es dem Greise, daß er dem Verlangen der Banditen nicht nachzukommen vermöchte.

Da kam ein Mönch, auf einem Esel reitend, die staubige Landstraße daher. Er bemerkte bereits von Weitem das in Gruppen dastehende lebhaft gesticulirende Volk und die nachdenkliche Gemächlichkeit seines Lang=

ohrs mit einigen Schlägen unterbrechend, gelangte er in kurzem Trab zu den Leuten, die ihn mit lauten Zurufen begrüßten.

„He, holla! Fra Cocò! Seid Ihr's? Wahrhaftig, ja! Unser alte, brave Fra Cocò! Rasch Wein her! Ihr werdet viel Staub geschluckt haben . . . .“

Man half ihm vom Esel herunter, ließ ihn trinken und führte ihn an eine, von einer Gruppe Zwergpalmen beschattete Bank.

Er wischte sich die glühend heiße Stirn und sich allmälig von dem weiten Weg und der trockenen Hitze erholend, fragte er nach dem Vorgefallenen. Kaum hörte er, um was es sich handele, fuhr er wie von einer Viper gestochen auf.

„Diese vermaledeite Wirthschaft! Das Banditenpack! Und das hofft noch auf Seligkeit, wenn es sein bischen Absolution gekriegt hat. Und Ihr laßt Euch das gefallen! Wie viele waren es denn? drei, vier, fünf? Und Ihr seid Hunderte — hunderte von Feiglingen!“

„Gemach, gemach, Fra Cocò! Es geschah, als wir zur Arbeit fort waren.“

„Was Arbeit! Ihr und arbeiten! Herumgelungert habt Ihr, nach Brombeeren oder anderen Früchten . . . Geschlafen habt Ihr, hinterm Zaun, oder sonst wo . . . Ihr steckt Alle unter einer Decke, Ihr seid Alle Banditen!“

„Oho, Fra Cocò, das dürft Ihr uns nicht sagen!“

„Beweisen will ich's Euch. Oder geschah's etwa in der Nacht, da es dunkel war, und hatte Euch der Teufel auf's Ohr geschlagen, daß Ihr das Geschrei nicht hörtet, als sie die Frau fortschleppten? Oder sie hatte

wohl gar nicht geschrieen? Sie meinte wohl, es ginge zum Tanz? Und Ihr meintet das auch? Ah, wie Ihr da steht und steckt die Köpfe zusammen, wie die Schafe beim Gewitter — ja, das Gewitter soll auch über Euch kommen, wartet nur!"

Er frug nach der Wohnung des Alten. Man zeigte sie ihm. Er faßte sein Grauthier am Zügel und schritt auf das Haus zu. Der Schwarm folgte ihm mit unverhohlener Neugier; auf der Schwelle drehte sich Fra Cocò um und rief mit Stentorstimme: „Versammelt Euch morgen um Avemaria im Kastanienwald beim Junotempel. Lauft, macht es Allen bekannt, die sich noch nicht schämen unter die Augen eines ehrlichen Mannes zu treten, daß Fra Nicolò eine Predigt halten wird."

Ein hundertstimmiges Bravo! folgte diesen Worten. Einige der Burschen warfen vor Vergnügen ihre Mützen in die Luft und tanzten wie toll umher. Dann stob Alles nach verschiedenen Seiten auseinander, um überall die Kunde zu verbreiten, Fra Cocò aus Syracus sei gekommen und wolle eine Predigt halten.

Der Mönch war mit sammt seinem Esel in das Haus des Alten verschwunden.

Dieser erhob sich aus dem Lehnstuhl in der Nähe des Fensters. Er hatte Fra Cocò's Ankunft und seine Worte gehört. Die unbestimmte Hoffnung in dem Ankommenden seinen Retter und den Befreier seiner Tochter zu finden, überfluthete ihm die Sinne, daß er zur Thüre mehr taumelte als ging. Er riß dieselbe auf und wäre fast gestürzt, hätte ihn der Mönch nicht schnell in seinen Armen aufgefangen.

„Laßt mich, laßt mich!“ rief der Alte und wollte vor dem Frater auf die Knie sinken. „Mein Vater — Ihr wißt — o, wenn ihr helfen, retten könntet!“

„Capitano, was thut Ihr?“ versetzte der Mönch und erhob den tief Erregten, der plötzlich in Schluchzen ausbrach. Jener schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Pfui doch, ein Mann! ein Soldat und weinen!“

„Meine Tochter! Wo ist sie? Ob sie noch lebt?“

„Sie steht in Gottes Hand.“

„Und doch läßt Gott das Schreckliche geschehen. Er verzeihe mir die Sünde, aber bei all' dem Unheil, das die Banditen über das Land bringen, bei all' den fürchterlichen Raubthaten und Schändlichkeiten, ausgeübt an armen, wehrlosen, unschuldigen Menschen, da denke ich oft — es giebt keinen Gott mehr!“

„Still, Capitano, still!“ rief Cocò heftig mit zürnendem Gesicht, aber behutsam geleitete er den Greis zu seinem Lehnsessel zurück, drückte ihn mit sanfter Gewalt darauf nieder, rückte ihm das Kissen zurecht und streichelte ihm, wie einem Kinde die Wange.

„Habt Geduld!“

„Geduld!“ rief der Alte bitter. „Hatte ich sie nicht bewiesen? Konnte Gott nicht zufrieden sein?“

„Ja — Ihr habt viel gelitten.“ — Der Mönch blickte in Sinnen verloren auf das hundertfältig gefurchte Greisenantlitz nieder.

„Weiß Gott! — Erst die langen schrecklichen Jahre das Elend des geknechteten Vaterlandes mit ansehen müssen ... ohnmächtig ... hilflos wie die Anderen alle ... dann die lange Haft ... zehn Jahre.“ Er blickte auf. „Zehn Jahre!“

„Schrecklich“ . . . murmelte Fra Cocò, „ich hielte es nicht aus.“ —

„Ich habe es ausgehalten! Wenn auch meine Haare darüber weiß wurden und ich als ein alter Mann herauskam.“

„Ei!“ rief Fra Cocò, „Ihr habt noch tüchtige Knochen und Sehnen gehabt, und seid auch nicht faul gewesen sie zu gebrauchen, als es dann an's Losschlagen ging!“

„Als wir König Franz über die Grenze jagten, wie einen Hasen“ — brummte der Alte und ein Schein heiterer Erinnerung erhellte seine Züge.

„Nicht wahr?“ lachte Fra Cocò, froh die Gedanken des Mannes abzulenken. „Es war doch eine schöne Zeit als wir, die Tausend, mit Garibaldi zogen! Weiß der Teufel, ich habe doch auch später die Nase in die alten Geschichten von den Römern und Griechen gesteckt — wir haben in unserem Kloster eine Menge Schmöker der Art, Ihr solltet mal hinkommen! — aber der Feldzug unserer Tausend unter den Augen des Rothen — corpo di Bacco! das war doch einzig! das sollen sie uns noch nachmachen!“ Und er streckte die Arme aus, als wolle er die alten soldatischen Muskeln prüfen.

„Wißt Ihr noch, wie wir in Marsala landeten?“

„Ihr fragt! Und zwei Wochen darauf schon in Palermo! Wetter, waren das heiße Tage! Wie das Kugeln regnete über unsere Köpfe und wie die Kartätschen zischten! Was nutzte es den Kreaturen des Königs Bomba? Sie verschossen ihr Pulver und das Volk jauchzte uns zu. Oben flogen die Bomben von Castellamare wie verrückt in die Dächer und unten riß man uns an's Herz und küßte uns!“

„Und als dann das infame Castell geschleift wurde —“

„War das ein Jubel!“ lachte Fra Cocò erinnerungsfroh.

„Aber in Catania, später“ — hier senkte sich des Alten Stimme und verdüstert starrte sein Blick — „da ging es nicht so gut. Wenn ich daran denke! Fünf Tage Blut und Tod vor Augen und keinen Trunk für die trockene Kehle und die Sonne brannte uns durch all' den Dampf und Qualm schier die Besinnung aus dem Kopfe. Wir wußten bald nicht mehr was wir thaten und wütheten schließlich blind drauf los, damit nur Alles ein Ende nahm . . .“

Die Männer schwiegen. Dann bekreuzigte sich Fra Cocò und der Greis that ihm nach. Beide versanken eine Weile in stumme Erinnerung der bewegten Zeiten, die sie miteinander erlebt. Capitano Luigi gehörte zu Garibaldi's glühendsten Anhängern; er hatte zu viel unter den Bourbonen gelitten, um nicht mit Leib und Seele dem Befreier Italiens zu folgen. Cocò gehörte ebenfalls zu jenen Tausend, die in dem für die Insel so denkwürdigen Jahre 1860 durch Garibaldi von Sieg zu Sieg geführt wurden. Er war ein feuriger Jüngling, eine derbe frische Natur, wie sein genialer Heerführer und nimmer hätte er es sich träumen lassen, einst die rothe Bluse mit der braunen Mönchskutte zu vertauschen. Aber in dem heißen Kampf der zusammengeschmolzenen Heldenschaar wider die erbitterte Uebermacht, in der mehrtägigen Schlacht bei Catania wurde Cocò schwer verwundet und mußte sich von seinem vergötterten Führer trennen. Garibaldi zog sich später, nachdem er den „Freund“ und König, den tapferen Victor Emanuel zum Herrscher über das lang ersehnte, jetzt endlich errungene einige Italien

gemacht hatte, nach seinem Felseneiland Caprera zurück und Cocò blieb im Lazareth. Auch sein Capitano hatte ihn verlassen. Fast zu Tode erschöpft, besaß Luigi nur noch so viele Kräfte sich nach dem Innern Siciliens zu schleppen, wo er ein kleines verwildertes Grundstück mit einem zerfallenen Häuschen besaß. Hierher ließ er seine Familie kommen. Hier lebte er lange Jahre in völliger Abgeschiedenheit, zufrieden über die Befreiung seines Vaterlandes, aber in gebrochener körperlicher Kraft.

Cocò stand nach seiner Entlassung aus dem Lazareth zwar wieder auf eigenen Füßen, aber eine zurückgebliebene partielle Lähmung verhinderte ihn ein Gewerbe zu ergreifen oder Dienste zu thun. Noch jung, doch gänzlich mittellos und ohne nähere Verwandte, die sich um ihn bekümmert hätten, nahm er, wie alle Rathlosen und Vereinsamten, seine Zuflucht zum Kloster. Mit offenen Armen nahm man den neuen Bruder an. Er wurde Mönch. Voll heißem Drange seinem Volke, für das er sein Blut vergossen, noch ferner sein Leben zu weihen und ihm, wo er es vermochte, nützlich zu werden, bat er seine Oberen ihn mit den Geschäften und Missionen zu betrauen, welche im ganzen Lande die niedere Brüderschaft mit der Bevölkerung in fortwährende intime Berührung bringt. Seinem Wunsche wurde willfahrt. Man kannte seine Herzensgüte, seine Redegabe und Tapferkeit, man benutzte seine Popularität. Ueberall wo es Noth und Gefahr, Zwist und Verbrechen gab, wurde er als Vermittler, Helfer und Auskundschafter hingeschickt. Ein kleiner starkgebauter Esel war sein steter Begleiter. Das Paar verstand sich vollkommen gut und ward bald im

ganzen Lande bekannt. Wenn der große Frate auf dem kleinen Esel dahertrabte, gab es allgemeinen Jubel. Man bewillkommte ihn mit stürmischen Zurufen und ein Jeder wollte ihn beherbergen. Oft hatte der beliebte Mann Noth sich und seinen Esel vor dem wohlwollenden aber aufgeregten Andrang zu schützen.

Heute nun war er gekommen, sich nach der neuen That der Banditen zu erkundigen, und traf so unerwartet bei dem alten Kameraden ein. Seit zwanzig Jahren hatten sie sich nicht gesehen. Der Jüngling war zum Manne, der Mann zum Greise geworden. Das Weib des Letzteren war gestorben und seine einzige Tochter ihm vor einigen Tagen entführt.

„Wir hatten uns wieder an Frieden und Freude gewöhnt —“ nahm der Greis von Neuem das Wort. „Ich hatte mein kleines Haus neuaufgebaut, den Garten bestellt — Alles trug Früchte, wir lebten still und zufrieden — und nun —“ er stand zitternd auf, „o, mein Freund, wir verlieren die Zeit! Wir müssen Etwas thun! Was soll geschehen? Wo finde ich meine arme Tochter? Gott, Gott! sie ist vielleicht schon todt — ermordet...“

„Ruhe! Ruhe!“ gebot sanft der Mönch. „Wir wollen überlegen. Freilich ist keine Zeit zu verlieren. Doch laßt mich nur machen. Ich habe dem Teufel schon oft ein Schnippchen geschlagen und schon manche arme Seele gerettet. Erzählt mir nur recht genau wie Alles zuging und wie es kam, daß Euch die Nachbarn nicht beistanden. Herr des Himmels! Ihr lebt doch hier nicht in einer Einöde! Kam denn Niemand zu Hilfe? Wann und wie geschah es?“

Er rückte einen Schemel dicht an den Greis heran

und lange saßen sie und sprachen. Dann erhob sich der Mönch und suchte das ihm bereitete Nachtlager auf. Beim Gutenachtgruß meinte er zuversichtlich:

„Schlaft ruhig, alter Freund! Mir geht Etwas im Kopf herum — es ist so einfach — und wird uns doch wohl helfen. Gott verläßt die Seinen nicht."

Am andern Tage entwickelte sich auf den Straßen der Umgebung ein ungewohntes Treiben. Die Bauern und Hirten aus den Dörfern, die Arbeiter aus den Schwefelminen, die kleinen Pächter aus den verschiedenen Gehöften und unter diesen Allen manche fragwürdige Gestalt in malerischen Lumpen, strömten herbei, um sich in der Nähe des Kastanienwaldes zusammenzufinden. Viele hatten meilenweit zu gehen, Andere mußten die felsigen Anhöhen an steilen Bergwänden hinabsteigen, die holprigen Felsentreppen hinunter in's flache Land.

Die Ruine, ein ehemaliger Tempel der Juno, heute ein stummes Bild vergangener Größe, ward bald umgeben von einer munter sich tummelnden Menge, die von Minute zu Minute anwachsend, immer lauter tollte und lärmte. Während die Aelteren und Weithergekommenen sich unter die Kastanien lagerten, jagten die Jüngeren, die von Ermüdung nichts wußten, zwischen den Bäumen und den Säulen der Ruine umher. Um die Trümmer wanden sich wie liebkosend die zierlichsten Schlinggewächse und bis hoch oben hinauf flatterten von den geborstenen Säulen die hellen Ranken des wilden Weins. Mehrere der zuletzt Angekommenen waren mit Körben schwer beladen. Sie brachten Geschenke für den Mönch, halbgebackenen Kuchen, Eier, Wein und Früchte, um dafür

seinen Segen und ein paar Heiligenbilder oder geweihte Medaillen einzutauschen. Einige junge Mütter hatten ihre kranken oder schwächlichen Säuglinge mitgeschleppt, um sie von dem frommen Mönch „besprechen“ zu lassen. Andere wieder wollten ihn zu Gevatter bitten, oder ihn um Rath fragen, denn er galt im ganzen Land für einen gar klugen Kopf.

Da der Mönch auf sich warten ließ, wuchs die Ungeduld und machte sich bald in Neckereien und Streitigkeiten Luft. Eine Alte, gie eben einen kecken, sie verhöhnenden Burschen gegen einen Baum geschleudert hatte, stolperte nun selbst über die von Unkraut überwucherten, knorrigen Wurzeln und ihr ungeschickter Fall erregte das laute Gelächter der Umstehenden, während sie zornglühend schimpfte und fluchte. An anderer Stelle entwickelte sich eine förmliche Schlacht zwischen einigen Bauern, aus deren Mitte das ohrzerreißende Schreien eines Schweines weithin ertönte. Das häßliche schlecht genährte Thier gehörte einem alten, bigotten Bauern, der dasselbe dem lieben Gott, das heißt der Kirche in Person Fra Nicolòs zu opfern kam. Mit ausgelassenem Muthwillen wurde er von den anderen Männern gehänselt.

„Alle Heiligen, was wird Fra Cocò sich über die grunzende Ueberraschung freuen!“ Der Bauer sah sich besorgt nach seiner Sau um, der er bis jetzt tapfer zur Seite gestanden hatte, doch die ausgelassenen Bursche jagten das Thier von der Seite seines Herrn, daß es geängstet tiefer in den Wald flüchtete. Jetzt kannte der Schabernack keine Grenze mehr, eine wilde Hetzjagd be-

gann und als man des Thieres endlich habhaft wurde, versetzte ihm ein Knabe unbemerkt einen Stich in den Leib. Das entsetzliche Geschrei des gequälten Thieres, die ohnmächtige Wuth des Bauern, das Toben der Menge dauerten noch eine Weile, bis endlich ein Fleischer sich mit seinem robusten, breitschultrigen Körper durch die Menge drängte und in Ermangelung eines geeigneteren Werkzeuges mit geschickter Bravour das ächzende Thier zu Tode trat.

Diese und ähnliche Scenen gingen dem Erscheinen Fra Cocò's voran. Unbemerkt hatte er sich genähert und manche der Rohheiten beobachtet. Plötzlich stand er vor den Säulen der Ruine und musterte das Volk mit finsterem Gesicht. Bei seinem unerwarteten Anblick verstummte der Lärm.

Die Sonne sank soeben hinter die Baumwipfel. Die langen Schatten der Säulen kreuzten sich hinter der hohen Mönchsgestalt, während sein Kopf und die starren Falten seines Gewandes vom goldigen Schein der abendlichen Strahlen wie übergossen waren. Es schien sich wie ein magischer Zauber, auf die ganze Versammlung auszubreiten. Stiller und stiller wurde es in ihren Reihen. Langsam drängten sich Alle zusammen und sahen erwartungsvoll zum Mönch empor.

Fra Cocò bekreuzigte sich.

Die Anderen wiederholten das heilige Zeichen.

Nun begann die sonore Stimme vom Tempel her:

„Barrabas! Wer war Barrabas?"

Lautlose Ruhe.

„Ich will es Euch sagen, da Ihr so faul seid und

nicht lesen gelernt habt, so daß Ihr auch die heilige Schrift nicht kennt. (Wäre Fra Cocò ein regelrechter Mönch gewesen, so hätte er gewußt, daß nicht Jeder die Bibel lesen durfte.) Barrabas war ein großer Verbrecher. Ein Aufrührer, ein Mörder, der um des Aufruhrs und des Mordes willen in's Gefängniß geworfen war. Es geschah zu jener Zeit, da Christus vor Pilatus geführt und gegeißelt wurde. Es geschah dies an einem Festtage, wo der Gebrauch war, daß ein Verbrecher frei werden sollte. Und das Volk wurde befragt, welcher losgelassen werden sollte, ob Barrabas, der Mörder oder Christus. Nun, was meint Ihr wohl, was das Volk antwortete? Das dumme, unbändige Volk? Es schrie: „Barrabas frei! Christus kreuzige, kreuzige, kreuzige!“ — Ja, ja, seht nur zu Boden . . . die das schrieen, das waren so Euresgleichen! Ihr würdet auch schreien, die Sünde frei! Die Sünde ist leicht, die Sünde ergötzt, also die Sünde frei! — Aber die Tugend ist schwer, die Tugend drückt, also die Tugend kreuzige, kreuzige, kreuzige! . . . . . . Da trat ein Weib vor und warf sich dem Pilatus zu Füßen, bat für Christus und nannte ihn den Gerechten. Wißt Ihr, das war ein gutes, sanftes, mitleidiges Weib, das noch ein Herz im Leibe trug, während ich Weiber kenne, die da an der Stelle Steine haben. Ach, wollte Gott, sie hätten den Stein lieber an der Stelle der Zunge, und das müßte denn ein Stein sein so schwer wie ein Mühlenstein, daß sie ihn gar nicht regen könnten, dann bliebe manches Geschwätz ungesprochen und manch' dummes Gewäsch, manch' gotteslästerliches Wort bliebe ihnen in der Kehle stecken . . . . aber um auf das gute, sanfte Weib

zurückzukommen, sie hatte es gut gemeint, doch es nutzte Nichts. Der Haufe, der elende, verblendete Haufe, der in seiner Roheit nichts Besseres weiß, als Menschen und Vieh zu quälen — habe ich doch erst gesehen, wie Ihr die arme Sau gequält habt . . . Pfui, über Euch! Ich wünschte, Ihr würdet Alle in Säue verwandelt — ja, ja, lacht nur, Ihr Dummköpfe! Das wünschte ich, und dann wollt' ich Euch auch so quälen, auch so jagen und zwicken und zwacken und mit spitzen Messern Euch Stiche versetzen, daß Euch das Blut herniederliefe und Ihr vor Schmerz heultet und schrieet und froh wäret, wenn Einer käme und Euch einen schnellen Garaus machtet. Na, Ihr werdet es ja zu kosten bekommen."

Ein lautes Gemurmel unterbrach den Mönch.

„Ei freilich," rief er. „Wenn das so weiter geht mit Euch, dann kommt Ihr in die Hölle und dann wird Euch der Teufel schon gehörig zurichten!"

Betroffen sahen die also Apostrophirten vor sich nieder. Der Mönch aber fuhr fort:

„Um aber auf das Volk zurückzukommen, das Barrabas frei und Christus gekreuzigt sehen wollte, weil es sich nie die Mühe gab, über eine Sache ordentlich nachzudenken, so geschah es, daß Barrabas, der Mörder, freigegeben und Christus verurtheilt wurde. Die spitze Dornenkrone wurde ihm auf's Haupt gedrückt, er wurde mit Ruthen geschlagen und auf seinem letzten Wege vom Volke angespieen. Ja, ja! Oh — ich kann's mir denken. Habe ich doch erst gesehen, wie so ein halbwüchsiger Bursche seiner eigenen Mutter in's Gesicht gespieen hat — da kann ich es mir vorstellen, wie damals unser Heiland

angespieen worden ist. Solche halbwüchsigen Burschen also, die lieber zu Hause sitzen und etwas Gescheidtes lernen sollten, anstatt dahin mitzulaufen, wohin sie nicht gehören, die höhneten also den Heiland und spotteten seiner und da waren es wieder die guten, sanften Weiber, die klagten und weinten um ihn, und Jesus der in den jungen Burschen sah, wie verderbt das Volk sei, sagte zu den Weinenden: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über Euch selbst und über Eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: „Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben. Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man was thut am grünen Holz, was will am dürren werden?“ So wurde Jesus auf die Richtstätte geschleppt. So wurde er gekreuzigt und zwei Verbrecher neben ihm, einer an seiner rechten Seite, einer an seiner linken Seite. Und einer der Uebelthäter, die da gehenkt wurden, lästerte ihn und sprach: „Bist Du Christus, so hilf Dir selbst und uns!“ Da sprach aber der Andere und zürnte: „Wir empfangen nur, was wir verdient haben, Dieser aber hat Nichts mit uns gemein, er hat Nichts Böses gethan,“ dann sprach er zu Jesu: „Herr, gedenke mein, wenn Du in Dein Reich kommst.“ Und Jesu sprach zu ihm: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein.“ — — — Was meint Ihr dazu? Wie konnte Christus, der Himmlische, Gute und Gerechte zu einem Verbrecher sagen: „Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein?“

gewartet hatte, verlor die Geduld. Mit donnernder Stimme fuhr er zwischen das Geschrei nnd gebot Ruhe.

Die Leute verstummten.

Der Mönch trat vor. Er schlug in die Hände und rief beschwörend:

„Männer! Hört mich!“

„Ja, ja, wir wollen ihn hören!“

„Sprecht, Fra Cocò! Redet!“

„Stille da! Schweigt! Wir wollen hören!“

Alles schwieg und drängte sich wieder dichter um die Stufen.

Fra Cocò erhob die Stimme.

„Menschen! Laßt Euren Sinn nicht sein wie ein Sieb, in dem Alles hindurch und wieder fortläuft, was ich hineingieße! Seid nicht wie die Trunkenen, die nicht wissen, ob sie der Länge oder der Quere nach im Bette liegen, oder wie die Schlummernden, die, wenn's aus ist, sich die Augen reiben und fragen: „Wie? Was ist? Was war's?“

Ein beifälliges Gemurmel summte in den Reihen. Man nickte mit den Köpfen.

„Nur weiter!“ — „Wir hören.“

„Ihr legt Schlösser und Riegel vor Eure Kisten und Kasten. Ihr verschließt und verriegelt Eure Thüren und Thore und macht aus Mörtel und Steinen hohe Mauern und bestreut sie mit Glasscherben, Ihr umzäunt Euer Haus und Garten mit spitzigen Brettern und Eure Felder umhegt Ihr mit einer Dornenhecke und verstrickt die nadelscharfen Zweige ineinander, daß Nichts hinein, Nichts heraus und herüber kann! -- — O, Ihr Heiligen,

ich würde vor Etwas Anderem Schloß und Riegel legen, es mit Mauer und Dornenhecke umgrenzen, denn ich verwahre nicht blos Hab und Gut, sondern mehr! weit mehr, die Sünde halt ich damit gefangen, die Sünde, die dort heimlich und listig herauskommt.“ Der Mönch machte eine Pause.

„Wißt Ihr, von wo die Sünde herauskommt —?“

Fra Cacò sah fragend um sich. Die Leute blickten sich untereinander an. Hier und da versuchte man einen Scherz, oder zuckte die Achsel.

„Hier“ — der Mönch deutete auf seinen Mund — „hier kommt die Sünde heraus! — Ihr könnt ein scheues Pferd oder einen wüthenden Stier bändigen und haltet ihn mit den Hörnern zu Boden, das Schiff, das mit den Wellen kämpft, könnt Ihr aus der Brandung retten, aber Eure kleine böse Zunge könnt Ihr nicht beherrschen!“

„Oho!“

„So beweist es und unterbrecht mich nicht! — Eure Zunge, sagte ich, könnt Ihr nicht beherrschen, sie könnt Ihr nicht zügeln wie das scheue Pferd, nicht bändigen wie den wüthenden Stier, nicht lenken wie das schwankende Schiff! Eure Zunge ist ein verstecktes und darum gefährliches Uebel! Wahret, o, wahret Eure Zunge! Besonders Ihr Weiber, wahret sie! Stachelt sie nicht auf, damit sie nicht zum giftigen Stachel für Eure Männer werde! Mütter, zähmt Eure Zunge in Gegenwart der Söhne, daß sie nicht zum Spaten werde, die ihre Dummheit und Schlechtigkeit von unterst zu oberst kehrt! Und wehret der Schwatzhaftigkeit Eurer Töchter und Mägde,

denn aus der Schwatzhaftigkeit ist schon viel Unheil geboren und Eurer Aller Bosheit ist groß!“

„Oho! Oho! Fra Cocò, schimpft nicht gar so sehr in's Blaue hinein ....“ ließen sich einige unwillige Stimmen vernehmen, aber der da oben ließ sich nicht stören, mit Macht übertönte er die Zwischenrufe:

„Ja! Eure Bosheit ist groß, weil Eure Thorheit groß ist, weil Ihr nicht denken könnt und mitten drin sitzt, und nichts Anderes, nichts Besseres kennt! Ich sage Euch, Ihr wißt es nicht, aber Eure kindische Bosheit ist wie die Bretterscheune voll trockenem Heu inmitten des Waldes, wenn die Mittagssonne darauf niederglüht. Das böse Wort von Eurer Zunge fällt wie ein Funke in's Heu — erst glimmt es eine Weile fort — heimlich — ganz heimlich — und noch ahnt Niemand das Unheil — aber plötzlich, unversehens, brechen die hellen Flammen der Wuth und Zwietracht empor und verzehren in wilder Leidenschaft Alles im verderblichsten Brand!“

Ein unterdrücktes Gemurmel wälzte sich wie eine Welle durch die Gruppen dahin. Sie wurden unruhig und Alles deutete die erwachende und wachsende Erregung der Zuhörer an. Dichter drängten sie aneinander und schaarten sich um die Stufen des Tempels.

„Weshalb ist Zank und Streit?“ rief der Mönch nach kurzer Pause, als Alle schweigend zu ihm aufblickten. „Nun, so antwortet nur frischweg! Ich spreche zu Euch nicht anders als ein Bruder zu seinen Geschwistern. Antworte mir einer unter Euch: weshalb ist Zank?“

„Wenn Zwei nicht einig sind!“ ertönte es aus der Mitte der Leute.

„Ganz recht, wenn Zwei nicht einig sind, so müssen sie dies ausgesprochen haben, also wieder die Zunge im Spiel! Und was sind die glatten Worte des Verführers, das Lügen und Verläumden, das gotteslästerliche Fluchen, das falsche Schwören? Wo kommt es her? Aus dem bösen Herzen steigt es auf die Zunge und giebt sich kund, und Jeder ist ein Sünder, denn Jeder hat gelogen!“

Ein lautes, unwilliges Murmeln unterbrach von Neuem den Redner.

„Ist Einer unter Euch, der sagen kann, ich habe noch nie gelogen?“

Eine tiefe Stille folgte dieser laut dahintönenden Frage. Auf einmal rief eine kecke Stimme: „Hast Du noch nicht gelogen?“

Fra Cocò lächelte. „Ja,“ antwortete er, „ich habe gelogen, so lange ich unwissend war und schwach.“

„Und seitdem nie mehr?“

„Nie mehr! Sonst könnte ich hier nicht mit freier Stirn vor Euch stehen. Denn ich weiß, welch' Gift die Lüge ist, Ihr wißt es aber noch nicht. Soll ich Euch ein Beispiel geben? Soll ich Euch erzählen, was in Eurer Mitte geschehen ist?“

„Ja, ja, erzählt!“ riefen Alle, wie aus einem Munde.

„So paßt auf. Es lebte, nicht weit von hier, ein alter, kränklicher Mann mit seiner Tochter, die Wittwe war, und vier Enkelkindern zusammen. Ihr kennt die Geschichte schon, wie es scheint . . . thut nichts! Ihr könnt sie noch einmal hören. Also, der Alte galt für sehr reich. Er galt — das heißt die leichtfertigen Zungen hatten allerlei unnützes Geschwätze verbreitet, denn die

Leute lebten zwar einfach, aber anständig und die Kinder sahen nicht, wie die Euren, schmutzig und zerlumpt aus, sondern waren stets ordentlich und sauber. Da nun die Wittwe ein gar manierliches schönes Frauenzimmer war, so wollte sie ein reicher Kaufmann aus Caltanisetta heirathen. Da meinten die bösen Zungen wieder, das müsse seine Gründe haben und die Frau bekomme wohl eine stattliche Mitgift mit. Die Wittwe aber, welche nicht, wie die anderen Frauen und Mädchen, des Geldes wegen heirathen wollte, schlug den reichen Freier aus, da sie ihn nicht liebte. Da hieß es nun, die müsse es gar übrig haben und überall munkelte man jetzt von geheimen Schätzen. Es fiel Keinem ein, daß die Wittwe nur das Andenken ihres verstorbenen Gatten, den sie geliebt hatte, ehren wollte. Da Ihr aber alle miteinander nicht wißt, was Liebe und Treue heißt —"

„Oho! Hollah! Das ist nicht wahr! riefen männliche und weibliche Stimmen mißbilligend durcheinander. „Wollt Ihr uns etwa lehren, was Liebe heißt, Herr Frate?" — „Und Treue! Wißt Ihr davon zu reden, frommer Mann?" —

„Unsere Weiber können mit uns ganz zufrieden sein," grinste ein stämmiger Geselle und stellte das Bein auf eine Stufe des Tempels mit herausforderndem Blick zu den kichernden hübschen Frauen und Mädchen hin, die, nicht blöde, ihre schwarzen Augen funkeln ließen.

„Wie?" rief Fra Cocò ironisch. „Sind wirklich unter Euch ein Paar, die ihre Weiber lieber haben, als das Spiel, und die sich nicht in der Woche fünfmal in den Cantinen blutige Köpfe holen?"

Die Leute murmelten und zauderten mit der Antwort und schon wollte der Mönch weitersprechen, als er von einer jugendlichen Stimme unterbrochen wurde: „He he, Herr Frate, ich bin da!"

„Bist Du so Einer, nach welchem ich frug?"

„Ja doch! Seien Sie nicht bös, aber ich lieb' mein Weib über Alles!" schrie die Stimme laut und durchdringend über die Menge hinweg. „Annita kann's bezeugen! Sie wird auch sagen, ob ich, seit ich sie geheirathet, noch eine Nacht von Hause fortgewesen bin. Fragt sie, sie ist hier!"

Die Anderen lachten, aber der Mönch rief: Nun, so tretet Beide vor, Ihr braven Leute, damit ich Euch die Hände schütteln und meinen Segen geben kann."

„Bravo, bravo!" riefen die Umstehenden und machten mit fröhlichen Zurufen einem jungen, strammen Bauer Platz, der sein hübsches, hochgeröthetes Weib mit Gewalt hinter sich her zog und mit ihm die Stufen zum Tempel hinaufstieg.

„Komm, Annita, Du kannst Dich schon sehen lassen."

Beide knieten vor dem Mönch nieder, der seine Hände auf ihre Häupter legte. „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, segne ich Euch. Folget ferner den Geboten und seid glücklich. Amen."

In edler, Herzlichkeit sprach der Mönch diese Worte und die Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten um sein Haupt. Das Volk meinte einen Heiligenschein zu sehen und verharrte in stiller unbewußter Andacht. Als das junge Paar aber hochbeglückt wieder unter die Genossen trat, empfing man es in lauter

Fröhlichkeit. Allgemach kehrte die Ruhe wieder, als Fra Cocò weitererzählte, wie das lügnerische Geschwätz der Leute zur Folge gehabt hätte, daß die Banditen von dem gemuthmaßten Reichthum des Alten gehört und darauf hin ihren schändlichen Plan ersonnen und ausgeführt hätten. Sie entführten das junge Weib mit Gewalt, ließen den trostlosen Greis, die hilflosen Kinder jammernd zurück, und hätten ihre Drohung, die Entführte zu erschießen, wenn nicht das Lösegeld von 3000 Piaster einträfe, vielleicht schon ausgeführt.

„Aber, glaubt Ihr wohl, daß auch nur Einer den armen Leuten Theilnahme gezeigt, oder sich zu schneller Hilfe erboten hätte? Nein, denn Niemand von den Nachbarn und Mitbewohnern des Ortes fühlte die rechte Menschenliebe für diese Leute, ja fast waren sie von Schadenfreude erfüllt . . . und warum, glaubt Ihr wohl, gaben sie sich diesen häßlichen Gefühlen hin? Warum gingen sie ihres Weges und sagten sich, wir wollen thun, als hätten wir Nichts gemerkt? Weil Leute von niedriger Denkungsart Jene hassen, die es nicht mit ihnen halten, die sich zurückziehen und ohne viel Geschwätz nach Gottes Gebot leben. Dann sagen die Anderen, Jene seien stolz und wollen besser scheinen, als sie selbst. Und je schlechter ein Mensch ist, desto mehr möchte er, daß alle Anderen auch schlecht seien, damit er mit seiner Bosheit nicht allein wie ein Stein im Wege liege. So kam, daß Niemand dem Alten half, daß Niemand den Versuch machte, das junge Weib zu retten. Und denkt, wenn jetzt die Kunde kommen sollte, die Banditen hätten die Unglückliche gemordet, und der kranke, halberblindete

Greis sei seiner Stütze, die vier kleinen, unschuldigen Kinder ihres Schutzes beraubt worden, tragt Ihr dann nicht Alle gleiche Schuld an dem Verbrechen? Ja, ja, Ihr Männer, wendet nur die Blicke ab, und Ihr Frauen haltet die Schürze vor die Gesichter — Ihr schämt Euch mit Recht! Und gut, daß Ihr Euch schämt. Wer sich schämt, kommt nicht zu Schanden. Wer sich schämt, hört noch auf's Wort. Wie viele sind unter Euch, welche die Gebote Gottes und des Königs übertreten, welche die Gesetze verletzen und alle Ordnung untergraben. Unglück und Noth sind es gewesen, die sie auf den Weg des Diebstahls und des Straßenraubs geführt haben. Noth kennt kein Gebot. Ihr sagt: Der, oder Jener hat hundertmal mehr, als ich, er schwelgt im Ueberfluß und ich hungere. Von den sechs Schüsseln reich' mir eine, heißt es da, und wenn Euch nicht willfahrt wird, nehmt Ihr mit Gewalt, was man Euch nicht freiwillig gab. O, wie übel geht es zu, wo Gewalt die Fahne trägt! Da werden Alle zu Banditen. Und ein Bandit ist so schlimm wie ein Raubthier!"

Ein dumpfes, trotziges Gemurmel erhob sich bei diesen Worten.

„Nein, schlimmer als ein Raubthier," fuhr Fra Cocò mit energischer Stimme fort, „denn dieses verletzt und tödtet aus Hunger und hat keinen Verstand. Es weiß nicht, was es thut, aber Ihr habt Verstand, um über Eure Thaten nachzudenken und Gut und Böse zu unterscheiden. Wenn Ihr also raubt und mordet, so habt Ihr entweder den Verstand verloren, oder Ihr seid nicht werth, daß Euch Gottes Sonne bescheint! Ich sprach

von denen, die aus Noth Banditen sind, Andere aber sind es aus nackter Bosheit. Und wenn der Teufel Ochsen und Kälber für sie regnen ließe, daß sie genug zu fressen hätten, dann würden sie noch über Hunger schreien, um nur ihr Vagabondenleben auf der Landstraße fortsetzen zu können. Für die ist der Galgen. Zu denen spreche ich nicht. Aber zu Euch, Männer, spreche ich, laßt dies die letzte Unthat in diesem schönen Lande sein, in diesem Lande, auf dem so sichtbarlich Gottes Segen ruht. Seht um Euch, wie Alles wild gedeiht, ohne Müh' und Pflege, seht die edlen Früchte, nach denen Ihr nur die Hand auszustrecken braucht, um Euch zu sättigen, die herrlichen Bäume, in deren Schatten Ihr ruhet, die milde Luft, die Euch im Freien leben läßt, ohne Schutz und Obdach zu brauchen. Die blaue, lichte Himmelswölbung ist Euer Haus, Eure Heimath. Was meint Ihr wohl, wie andere Völker für sich sorgen müssen?! Hinter dicken Mauern, in schweren Kleidern steckend, verwahren sie sich gegen Wind und Frost und gar hart müssen sie sich mühen um das tägliche Brot. Jedes Fleckchen Erde müssen sie bearbeiten, um darin zu säen und jede Frucht müssen sie pflanzen. Wenn Ihr, wie jene, Eure Felder bestellen wolltet, oh, Euer Land würde einem Garten gleichen und nicht Hände hättet Ihr genug, zu ernten, nicht Scheunen genug, zu bergen, was an Schätzen der Boden Euch brächte! Ja, ein anderes Ding wäre es noch, wenn Ihr alle krank, lahm und gebrechlich wäret, daß Ihr nicht arbeiten könntet! Oder wenn Ihr zwar Eure jungen, gesunden, kräftigen Glieder hättet, aber Ihr wäret blind! Blind! O, stellt Euch das nur vor ... Blind!! Ihr könntet all'

das Herrliche, was Gott erschaffen hat, nicht sehen! — Aber nein! Gott hat Euch die Augen gegeben und tausend Freuden liegen offen vor Euch da, doch statt Gott für seine unerschöpfliche Güte zu danken — was thut Ihr? Ihr zerstört, was er gebaut, Ihr vernichtet, was er gedeihen ließ, Ihr mordet, was er zum Leben schuf! So begegnet Ihr ihm, von dem Ihr Seligkeit hoffet, ihm, der einst Vergeltung üben wird!"

Der Mönch war wie beschwörend vorgetreten. Sein Antlitz glühte in frommem Eifer, wie verklärt blickten seine Augen zum Himmel. Dann sah er wieder auf die Menge. Die Männer standen in düsterem Schweigen, doch unter den Frauen erklang ein unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Der Mönch wendete sich zu ihnen.

„Zu Euch, Ihr Frauen, spreche ich jetzt. Wenn Ihr wüßtet, welch' ein wichtiges Amt Ihr habt und wie gerade Ihr begnadet seid . . . Ihr seht mich staunend an und wißt nicht, was ich meine . . . Seid Ihr nicht Mütter? Gebäret Ihr nicht die Kinder und lehrt sie laufen und beten? Aber mit dem Beten ist es nicht abgethan — Ihr müßt Eure Kinder lehren, gut zu sein, — Ihr könnt es! Denn Euch hören sie zuerst, und eine brave Mutter hört der Sohn bis an ihr Ende, denn sie wird ihn brav erziehen. Aber die Mutter unter Euch, die sich um ihr Kind nicht kümmert und es aufwachsen läßt, wie Unkraut am Wege, die wird es schlecht haben! Laßt Ihr Euren Sohn stehlen, er wird Euch verachten, laßt Ihr ihn Thiere quälen, er wird Euch einst mit Füßen treten, laßt Ihr ihn hart gegen Arme sein, er wird er Euch einst verhungern lassen und laßt Ihr ihn Bandit werden, so überliefert Ihr ihn dem

Henkerbeil! Nehmt Eure Gedanken zusammen, Ihr Weiber, und hört auf die Stimme des Herzens, seid nicht wie die Schlafenden, die von der giftigen Schlange überrascht werden! Und das Laster und die Armuth schleichen schnell heran und überfallen Einen schlimmer, als die Schlangen, diese können getödtet werden, jene nicht, jene tödten Euch! O, Ihr Frauen, meint nicht, daß Ihr der Gelehrsamkeit bedürfet, Eure Kinder zu erziehen, seid ihnen nur ein gutes Beispiel, mehr wird nicht von Euch verlangt. Weinet lieber, statt daß Ihr schimpfet, küßet lieber, statt daß Ihr verleumdet, betet lieber, statt zu lügen, beuget das Knie, statt daß Ihr die Faust ballet, arbeitet, statt daß Ihr müßig gehet. Müßiggang in der Jugend, Bettelgang im Alter! Und habt Ihr ein Unrecht gethan, dann bereuet! bereuet! Glaubt nicht, daß die Absolution Euch ledig spricht aller Sünde, wenn Ihr im Herzen nicht die rechte Reue fühlt. Ihr sündigt nur noch ärger wenn Ihr das heilige Sacrament empfanget, ohne daß Ihr auch tief in der Seele Buße thut. Ihr hintergeht dann nur den Priester, denn Gott sieht Euch doch in's Herz und weiß, wie Ihr es meint. Denkt an die Worte des Heilands zu dem reuigen Verbrecher: „Wahrlich, wahrlich, Du wirst noch heute mit mir im Paradiese sein!"

Fra Cocò schwieg. Alles sah zu ihm auf. Er winkte mit sanfter, würdiger Geberde, und Einer nach dem Anderen sank auf die Knie und neigte das Haupt.

Da lag nun die Menge, Kopf an Kopf, an den Stufen der alten Tempelruine. Der Mönch breitete seine Hände aus und sprach laut und feierlich: „Im

Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, ich segne Euch. Amen." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war zum Horizont niedergesunken und geheimnißvoll rauschte es in den alten Bäumen. Ein heiliger Schauer überkam die Knieenden. Als spürten sie Gottes Nähe neigten sie sich tiefer und beteten leise: „Herr, vergieb uns unsre Sünden . . . . ."

Als sie nach einer Weile langsam die Blicke erhoben, war der Mönch verschwunden. Jetzt standen auch sie allmälig auf und gingen schweigsam und nachdenklich ihres Weges. Anders als sie gekommen.

Zwei Männer trennten sich von den Uebrigen und wichen, als die Anderen sie aus dem Auge verloren hatten, vom Wege ab, um sich nach einer Gruppe felsiger Hügeln zu begeben. Hier krochen sie zwischen dornigem Gestrüpp tiefer in das Dickicht, bis sie an ein schmales Felsenthal gelangten. Dunkle Schatten umgaben hier die Beiden und je weiter sie die Felsen entlang kletterten, je enger wurde der Weg, bis die Felsenwände sich immer mehr zusammenschoben und die Männer nur noch einen schmalen Streifen Himmel über sich erblickten. Der Durchgang wurde so eng, daß sie hintereinander gehen mußten.

Der Vorangehende blieb plötzlich stehen und zwang dadurch auch den Folgenden zum Stillstand.

„Was meinst Du" — murmelte er leise, als könne noch ein Anderer, als sein Kamerad ihn in dieser rauhen Einöde hören — „wenn wir sie laufen ließen?"

„Das dachte ich mir auch," antwortete der Gefragte schnell.

„Heute Nacht wollt' ich" — und er machte eine entsetzliche Pantomine — „aber nun mag ich nicht mehr. Mag sie zu ihrem Vater, zu ihren Kindern zurückkehren .... Und dann, überhaupt .... ich werde keinem Menschen mehr ein Haar krümmen."

„Die Madonna weiß es — ich auch nicht."

„Ich gehe morgen zu Fra Cocò ... willst Du mich begleiten?"

„Was willst Du bei ihm?"

„Ihn fragen, ob er Arbeit für mich weiß."

„Arbeit — ich wüßte schon welche ... ich habe da ein Stück Land, das mir gehört ... wenn Du mir helfen willst .. ?"

„Ja doch!"

„Also an die Arbeit!"

„Wir wollen es versuchen."

„Versuchen!" rief jener heftig. „Versuchen! Haben wir nicht unsre gesunden Glieder? Denk' was Fra Cocò sagte ... „wenn wir blind wären ..."

„Madonna!" schrie der Andre und blieb stehen.

„Was ist?"

„Mir war's ... nein, nein, ein Schleier war's, der legte sich mir vor die Augen — ein Schwindel ..."

„Ein Zeichen von oben" ... murmelte der Andre und bekreuzigte sich. „Komm, laß uns eilen, das Weib zu befreien."

„Und morgen gehen wir an die Arbeit. Die Heiligen werden ein Einsehen haben, und uns nicht anrechnen, daß wir Banditen waren." — —

Schneller eilten sie vorwärts.

Noch an demselben Abend spät kehrte die Befreite heim. Ein Jubeln und Jauchzen erfüllte das alte enge Häuschen. Die Tochter lag in den Armen des Vaters, die Kinder schmiegten sich an die Mutter, Alles lachte und weinte vor Freude um die Wette.

Fra Cocò aber, als er von den Segenswünschen der wiedervereinten Familie begleitet, am anderen Morgen auf seinem grauen Eselchen davontrabte, streichelte ihm freundlich die aufhorchenden Langohren und sprach: „He, Buonino, wir sind doch noch zu Etwas gut?“

Auf wilden Wogen.

„L'agile“ war im Begriff, den Landungsplatz von Palermo zu verlassen, als der Steuermann den Kapitän mit dem Ruf: „Da kommen noch zwei Passagiere!“ auf eine Barke aufmerksam machte, die, durch die beschleunigten Ruderschläge des alten Filippo vorwärtsgetrieben, pfeilschnell sich dem Segelschiff näherte.

Einige Minuten darauf trat ein junges Paar an Bord.

Der Herr gab dem Barcaiolo, der sich den Schweiß von dem glühenden Gesicht wischte, einen so reichen Lohn, daß der Alte verwundert aufblickte und das übliche: „Viel Dank, Herr!“ in ein freudiges: „Die heilige Jungfrau segne Euch“ verwandelte. Doch es galt Eile. Filippo kehrte in seinen Kahn zurück, und das Schiff verließ den Hafen.

Der Kapitän musterte das Paar.

Der elegante junge Mann trat — nachdem er einige Worte mit dem Kapitän gewechselt hatte — dicht an seine Begleiterin heran und flüsterte ihr Etwas zu.

Die Dame — und zwar ihrer Haltung nach eine vornehme Dame — stand noch immer regungslos, den

tiefverschleierten Kopf nach dem Ufer gewendet, das allmälich in die Ferne rückte. Ihre Brust wogte unter dem schwarzen Spitzentuch und die kleine Hand preßte sich fest, wie krampfhaft, an den Rand des Schiffes.

„Neuvermählte auf der Hochzeitsreise“ — dachte der Kapitän und fand seine Vermuthung bestätigt, als der junge Mann, der Dame den Arm bietend, plötzlich laut sagte:

„Komm, liebe Frau.“

Er führte sie in die Kajüte.

Der Raum war leer. Kaum sah sich die Dame unbeobachtet, als ihre starre Haltung in eine lebhafte Unruhe überging.

Sie schritt den schmalen, länglichen Raum hastig auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick durch das kleine Fenster auf die anprallenden, rauschenden Wellen, um sogleich wieder ihre ruhelose Promenade aufzunehmen.

Ganz anders der junge Mann.

Seit sie den Raum betraten, stand er an einen Sessel gelehnt da und verfolgte mit seinen Blicken die Hin- und Hergehende. Seine Züge zeigten dabei einen sonderbaren Widerstreit der Gefühle. Bald überflog sein Gesicht eine helle Röthe und in seinen Augen blitzte es leidenschaftlich auf, dann wieder erbleichte er und sah mit unsicherem Blick zu Boden.

Die lange, stumme Pause schien ihm endlich unerträglich zu werden. Sich räuspernd, als bedürfe er einer Anstrengung zum Sprechen, sagte er:

„Entschleiern Sie sich, Signora.“

Die Dame blieb stehen.

„Wozu?“

Dem jungen Mann schwebte eine andere Antwort auf den Lippen — aber er besann sich und versetzte:

„Es könnte auffallen ....“

Die Dame nickte, wie bestätigend; dann wandte sie ihr Antlitz dem Fenster zu und begann langsam den sie umhüllenden Schleier zu lösen. Sie kehrte dabei ihrem Begleiter den Rücken zu. Der junge Mann blickte gespannt nach ihr hin.

„Wenn sie häßlich wäre!“ schoß es ihm wie ein Blitz durch den Sinn.

Doch nein — häßlich konnte sie nicht sein. Bei dieser vollendet schönen Gestalt, bei dem feingeschnittenen Profil der Sizilianerinnen, bei ihren schwarzen Augen — nein — häßlich konnte sie nicht sein. Dennoch vermochte er seine Neugier nicht länger zu zügeln. Er trat entschlossen auf die Dame zu und sah ihr in's Antlitz.

Er erschrak.

Nein. Häßlich war sie nicht; aber Angst und Gram blickten ihm aus ihrem bleichen Gesicht, aus ihren düsteren Augen entgegen. Er hatte noch nie einen Todten gesehen. Bei diesem schmalen, wachsfarbenen Antlitz mit dem starren Ausdruck, vom schwarzen Kreppschleier umgeben, mußte er an eine Leiche denken, und er schauderte unwillkürlich zurück.

Eine entsetzliche Beklommenheit überkam ihm. Dies starre Gesicht klagte ihn an, und hätte es in seiner Macht gelegen, er wäre spornstreichs mit ihr nach Palermo zurückgekehrt.

Schon war er nahe daran, ihr Alles zu gestehen, als sie sich zu ihm wandte:

„Wie heißen Sie, mein Herr? — Wer sind Sie?"

Ueberrascht, aber ohne Zögern, antwortete er:

„Graf de la Bretagne. Aus Paris."

„Ein Franzose also — und ein Edelmann."

Sie sprach das letzte Wort mit einer Betonung, die ihm auffallen sollte. Er preßte die Lippen zusammen und verbeugte sich.

Sie nahm ihre Promenade von Neuem auf. Bald aber blieb sie vor dem Grafen stehen und fragte:

„Und bei einem Ueberfall der Briganti lernten Sie Niccolò kennen?"

„Ja, Prinzessin."

„Bei Girgenti?"

„So ist es."

„Und — er nannte Ihnen gleich seinen Namen?"

Ihre Blicke ruhten prüfend auf des Grafen Züge; er nahm seine ganze Besonnenheit zusammen und erwiderte:

„Nicht gleich. Nach glücklicher Ueberwältigung der Hallunken setzten wir unsere Reise, nunmehr in einem Wagen zusammen fort und, bei der nächsten Poststation angelangt, machten wir in dem einzigen Gasthaus des Ortes Rast und blieben zu einem fröhlichen Gelage zusammen. Dort tauschten wir unsere Namen aus und gelobten uns Freundschaft."

Ihr Antlitz verdüsterte sich.

„Das sieht ihm nicht ähnlich," murmelte sie.

Dem Grafen wurde immer unbehaglicher zu Muthe.

Seine Erfindungsgabe hatte ihn noch nie im Stich gelassen, und besonders Frauen gegenüber verstand er mit so viel Phantasie zu lügen, daß er fast selbst glaubte, was er sprach. Heute aber, diesem blassen, finsteren Weibe gegenüber, gelang es ihm nicht, eine ihm ganz ungewohnte Verlegenheit zu überwinden.

Sie richtete noch mehrere Fragen an ihn, die er prompt beantwortete, ohne daß sich ihre Züge aufgeklärt hätten. Die Situation wurde immer drückender, als zu Beider Erleichterung Jemand vom Deck herunterkam, um sich zur Ruhe zu begeben.

Schnell entschlossen, erhob sich der Graf, der Prinzessin Hand kaum berührend, und sagte:

„Gute Nacht, liebe Frau. Ich würde bei Dir bleiben, aber ich möchte noch ein Stündchen lesen und das Knistern der Blätter stört Dich ja.“

Sie neigte den Kopf zum Zeichen, daß sie den Wink verstanden. Es kam darauf an, daß sie den Schiffsleuten gegenüber dieselbe Aussage machten.

Der Graf verabschiedete sich hastig. Während er die schmale Treppe hinanstieg, murmelte er zwischen den Zähnen:

„Parbleu! ich hatte es mir anders gedacht . . . .“

Oben auf dem Deck ließ er sich mit Wohlbehagen die milde Brise um die Schläfe fächeln. Dann suchte er den Kapitän auf und ersuchte ihn um ein anderes Nachtquartier. Unten in der Kajüte sei es so eng und schwül und seine Frau liebe die Ruhe; auch rauche er gern und lese und das Knistern des Papiers greife ihre

Nerven an. Dem Kapitän, der das Paar für Neuvermählte hielt, kam die Sache zwar ungewohnt vor, aber er half seinem Passagier bereitwillig aus der Verlegenheit, indem er ihm seine eigene Kajüte anbot und sein Lager bei der lauen Nacht auf dem Deck aufschlug.

Der Graf installirte sich, so gut es ging. Nicht mehr unter dem Bann der forschenden Blicke seiner Begleiterin, gewann seine angeborene Leichtfertigkeit die Oberhand.

„Pah!“ monologisirte er, während seine Blicke durch die halbgeöffnete kleine Kajütenthür zum sternenbesäeten Himmel schweiften, — „die Sache hat sie zu sehr überrascht. Wenn sie sich ausgeschlafen haben wird und der helle, lichte Tag ihre Grillen vertreibt, wird sie wohl zugänglicher sein . . . natürlich werde ich meine ganze Liebenswürdigkeit aufbieten . . . . und dann! sie ist ja eine Sizilianerin! eines jener süßen Naturkinder, die nichts Besseres wissen, als lieben und sich lieben lassen!

Beruhigt schlief er ein.

Nicht so Angiola. Sie warf sich ruhelos auf ihrem Lager hin und her und das eintönige Rauschen der Wellen dicht an ihrem Kopfende vermochte diesmal nicht, sie in den Schlaf zu lullen. Die Begebenheiten der letzten Zeit zogen unaufhörlich an ihrem Geist vorüber.

Von dem Augenblick an, da Niccolò bei dem gewohnten spätabendlichen Stelldichein am Gitter des Gartens ihres Vaters ihr mitgetheilt hatte, daß er fliehen mußte, daß er, der politisch Geächtete, der Anhänger der Bourbonen, bei der Umwälzung der Verhältnisse Siziliens durch

Garibaldi und die piemontesischen Truppen, nur noch das Werkzeug einer verlorenen Sache sei, — seit jenem Augenblick hatte sie gelernt, für ihre Liebe zu kämpfen und zu leiden. Sie mußte zusehen, wie der Geliebte fortan der Welt für todt galt und unter Verkleidungen, die seinem verwegenen, abenteuerlichen Sinn entsprungen, heimlich in der Heimath blieb, um ihr nahe zu sein. Unter dem Schutz abendlicher Schatten trafen sich die Liebenden und tauschten die zärtlichsten Eide, die süßesten Hoffnungen aus. Doch dies karge Glück erkaufte sich Angiola mit ihrer Seelenruhe. Jeder Tag konnte ihr des Geliebten Entdeckung bringen, jeder Tag seinen Tod melden, denn Niccolò's gewaltsamer, löwenmuthiger Sinn duldete keinen Zwang, und eher hätte er sein Leben als seine Freiheit hingegeben.

Ihr Vater hatte keine Ahnung von dem geheimen Liebesverhältniß seiner Tochter. Beide standen sich von jeher fremd gegenüber. Der Prinz von S. Germano, ein kühler, nüchterner Lebemann, besaß nur ein Gefühl: die Liebhaberei für Pferde; nebenbei bekleidete er einen ehrenvollen Posten bei der auf der Insel eingesetzten Regierung aus Gründen der Eitelkeit. An dem Tage, da die etiquettemäßige Trauer für seine verstorbene Gemahlin zu Ende ging, knüpfte er — ebenfalls aus Gründen der Eitelkeit — eine Liaison mit einer beliebten Tänzerin an und betrachtete fortan seinen, am Giardino delle piante gelegenen Palast nur noch als eine Art Hotel, wo es ihm von Zeit zu Zeit zu übernachten und zu speisen beliebte, wo ein Theil seiner Pferde in prächtigen Ställen untergebracht war und wo, wie er sich hin und

wieder erinnerte, seine Tochter unter der Obhut einer schwerhörigen und begriffstutzigen Tante lebte.

Kein Wunder, daß Angiola bei ihrer liebeleeren Umgebung sich mit ganzer Seele der Leidenschaft für den heimlich Geliebten hingab. Er erfüllte ihr Sinnen und Trachten, er war ihr Alles, ihr Hort, ihre Heimath. Das Bewußtsein, daß auch sie all' sein besseres Hoffen und Handeln umfaßte, daß die Liebe zu ihr ihn vor Verirrungen schützte, zu denen sein heftiger Charakter hinneigte, verlieh ihrer Liebe eine höhere, eine fast religiöse Weihe.

Auch sonst ahnte Niemand um Angiola's Verhältniß. In Palermo war zwar die junge Prinzessin S. Germano eine Zeitlang Tagesgespräch gewesen, als es hieß: sie weise alle Freier zurück und wolle in ein Kloster gehen; doch dies machte sie nur interessanter. Die Bewerbungen um das seltsame Mädchen, das außerdem durch Testament ihrer Mutter selbstständige Herrin eines bedeutenden Vermögens war, nahmen eher zu als ab und bestärkten Angiola in einem heroischen Entschluß. Sie wollte sich mit dem Geliebten vereinen.

Sie vermochte die tägliche verheimlichte Sorge um sein Loos nicht länger zu ertragen. Sie sagte sich, daß entweder ihr Beichtvater, der darauf drang, daß sie in ein Kloster gehe, Recht behalten, oder daß sie der fortgesetzten Erschütterung ihres Gemüths endlich erliegen werde . . . so oder so war sie dem Geliebten verloren!

Ihr Plan war entworfen.

Das väterliche Grundstück begrenzte von einer Seite und rückwärts einen Theil des Giardina delle piante,

einem allbeliebten Spazierort der Palermitaner. An einer abgelegenen entfernten Stelle des Gitters, welches den öffentlichen Garten vom Park S. Germano trennte, befand sich, von Rosenhecken und Jasminsträuchern versteckt, eine kleine Thür, von innen zu öffnen. Den längstvergessenen Schlüssel hatte Angiola gelegentlich in Besitz genommen und wie einen Schatz verwahrt. Doch Niccolò hatte sie nichts von dem Schlüssel gesagt.

Stundenlang konnte Niccolò in unauffälliger Weise nahe dem Gitter verweilen. Eines Abends drängte er sich zur bestimmten Stunde durch die Sträucher und drückte die Stirn an die kalten Eisenstäbe, unverwandt über die Rasenflächen nach den Palast ausschauend. Die Blumendüfte umwehten ihn fast betäubend und in den Hecken flöteten die Nachtigallen. Es war so recht ein Abend zu süßem Liebesgekose. Doch der einsam Harrende war nicht dazu gekommen. Er wollte Abschied nehmen vielleicht auf längere Zeit. Seine Anwesenheit in Palermo mußte von den Behörden entdeckt worden sein. Er sah sich beobachtet und belauscht. Es galt eine schnelle Flucht, um sich für sein und Angiola's Glück zu retten — und er hoffte noch auf Glück!

Plötzlich gewahrte er die Gestalt der Geliebten unhörbar die Gartenwege entlang eilen.

In wenigen Sekunden stand sie bei ihm auf der anderen Seite des Gitters.

„Niccolò —“

„Hier, Geliebte!“ Er zwängte die Hand durch das Gitter, ergriff Angiola's Gewand und bedeckte es mit Küssen.

Das Mädchen drückte sich an das Gitter, um dem Geliebten so nahe als möglich zu sein.

„Niccolò — sei ruhig — höre mich an —"

„Süße! Einzige! Angebetete!"

„Sei ruhig — ich muß mit Dir sprechen."

„Erst gieb Deine Hand — gieb!"

Angiola reichte ihm zwischen den Stäben die Hand, die er stürmisch ergriff und an sein glühendes Gesicht drückte. Angiola erbebte.

„Sei ruhig mein Freund" ... kam es wie flehend von ihren Lippen. „Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Niccolò starrte sie erschreckt an.

„Was meinst Du?"

„Ich ertrage dies Leben nicht länger" — sprach Angiola mit fast rauhem Ton, „ich bin Herrin meiner selbst — ich lasse hier im Hause keine Lücke zurück — Niemand fragt nach mir — Du allein liebst mich — — ich will mit Dir fliehen, Niccolò!"

Ein leidenschaftlicher, hellaufjauchzender Jubelruf war die Antwort. Erschreckt und doch gerührt drückte Angiola seine Hand. Dann sah sie sich spähend um. „Du Unbesonnener" — flüsterte sie.

„Mit mir fliehen ... Du wolltest ... o, Angiola, Engel! Fliehen — mit mir — o, es ist ja um den Verstand zu verlieren vor Wonne ... mit mir!"

In diesem Augenblick winkte ihm Angiola hastig zu schweigen. Sie mußte etwas Verdächtiges bemerkt haben.

„Fliehe sofort mit mir — heute — jetzt — o, komm!!"

Sie schüttelte den Kopf, noch immer umherspähend. „Ich kann nicht. Auch morgen nicht — ich will, was

mein eigen ist, mit mir nehmen, damit ich völlig losgelöst bin von Allem — und Dir allein gehören kann. — Uebermorgen ist Alles geschehen — ist Alles vorbereitet, um mit Dir zu gehen, wohin Du willst — — O, Jesus, Maria . . . ." unterbrach sie sich, — „es geht Jemand im Garten — man sucht mich —"

„Laß sie suchen!"

„Alles wäre entdeckt, — höre — auch morgen werde ich Dich nicht ungestört sprechen — aber ich komme und werde Dir ein Blatt geben, auf das ich meinen Plan aufschreiben werde — Du weist dann Bescheid und kannst zu übermorgen Deine Vorbereitungen treffen. Lebwohl — man kommt — die Madonna behüte Dich!"

Sie riß sich los und eilte durch den Garten nach dem Palast zurück.

* * *

Am späten Abend des anderen Tages schlenderte gemächlich ein junger Mann durch die Alleen des Giardino delle piante. Er kam von einem Diner. Der Champagner und die Gesellschaft heiterer Frauen war ihm zu Kopf gestiegen. Kaum wissend, was er that, trat er an ein feingeformtes Gitter und sah über die sorgfältig gepflegten Rasenflächen nach dem Palast hin, der mit seiner schimmernden Marmorbekleidung malerisch in die dunkle Nacht emporragte. Gedankenlos schweiften des weinseligen Schwärmers Blicke umher, als seine Aufmerksamkeit durch ein weibliches Wesen, das lautlos über den Rasen huschte, plötzlich rege ward. Doch wie erstaunte er, als die Gestalt sich ihm näherte, gerade vor ihm stehen blieb und ihn mit kaum hörbarer zitternder Stimme begrüßte. Der junge

Mann wollte sprechen, doch das Mädchen winkte ihm heftig zu schweigen, streckte die Hand durch das Gitter, gab ihm ein Blatt, und so flüchtig und geheimnißvoll wie sie gekommen, enteilte sie wieder.

„Ein galantes Abenteuer . . .“ zuckte es ihm durch den Sinn. Er führte das Blatt an's Gesicht, den Duft einathmend, der ihm entströmte. „Eine Dame — eine vornehme Dame — die mich gesehen, mich beobachtet hat — sich für mich interessirt — mais c'est charmant!“ Er blickte sehnsuchtsvoll nach dem Palast, doch Nichts rührte sich mehr.

Nur ungern trennte er sich von dem lauschigen Ort und eilte an eine Laterne, um in deren zweifelhaftem Licht das Blatt zu betrachten. Er konnte die flüchtigen Schriftzüge kaum entziffern. Voll Ungeduld warf er sich in einen Wagen und eilte seiner Junggesellenwohnung zu, um dort ungestört das räthselhafte Blatt zu studiren.

Er las:

„Morgen, um dieselbe Zeit, werde ich aus der kleinen Gitterthür heraustreten, wir nehmen sofort einen Wagen, fahren nach dem Kloster S. Caterina, um, im Fall meine Flucht entdeckt werden sollte, von unserer Spur abzulenken und durch die Untersuchung, die man etwa im Kloster anstellen wird, Zeit zu gewinnen. Bei S. Caterina nehmen wir einen zweiten Wagen und fahren nach dem Molo. Mit dem nach Trapani abgehenden Segelschiff verlassen wir Palermo. Auf der Insel Madalena lassen wir uns absetzen. Dort das Weitere.“

„Es ist fabelhaft . . .“ murmelte er vor sich hin und las die verheißungsvollen Zeilen wohl ein Dutzendmal

hastig, trat heraus und warf mit schneller Bewegung die Thür hinter sich zu, daß das Schloß hörbar zufiel.

Die Flüchtige athmete tief auf.

Auch das Herz des Mannes begann heftig zu pochen. Er streckte der Zitternden lautlos die Hand entgegen. Sie erfaßte dieselbe und war im Begriff, sich an seine Brust zu werfen, als er, von einem ihm ganz fremden Gefühl der Scheu geleitet, unwillkürlich zurücktrat.

„Niccolò — was ist Dir?“ flüsterte sie besorgt.

Das Räthsel war gelöst!

Es waltete ein Irrthum vor.

Diese Entdeckung machte den jungen Mann sprachlos.

„Geliebter,“ — flüsterte das Mädchen dringlicher und schmiegte sich an ihn.

„Mein Fräulein . . . .“

„Die heilige Jungfrau schütze mich! Was habe ich da gethan . . .“ stieß Angiola voll Schreck hervor und taumelte zurück an die Gitterthür, die jedoch nur von innen zu öffnen war.

„Mein Fräulein, ich bin ein Ehrenmann,“ sprach der junge Mann jetzt energisch. „Fürchten Sie Nichts.“ Und er trat auf die Wankende zu, sie mit seinem Arme stützend.

„O, Maria!“

Er hatte wahrhaftes Mitleid mit dem von tausend Aengsten gepeinigten Mädchen. Wie konnte er sie nur beruhigen?

„Niccolò,“ — kam es bebend, fragend von ihren Lippen.

„Ich bin sein Freund,“ — antwortete er schnell und, froh über seinen Einfall, fügte er hinzu:

„Er hat mich hergeschickt . . .“

„Sein Freund? Er hat Ihnen gesagt . .?“

Jetzt erst empfand er die Unbesonnenheit seiner Lüge. Wenn Jener kam . . . desto besser! Käme er nur!

Er sah sich wie suchend um. Warum kam der „Richtige,“ jener „Niccolò“ — warum kam er nicht? Sollte er nicht kommen wollen —?

Sollte der Entführungsplan des Mädchens nicht nach seinem Sinne sein?

Sollte er sie nicht lieben?

Sollte er sie getäuscht haben?

Mit Gedankenschnelle durchkreuzten diese Fragen seinen Sinn.

„Er hat Ihnen gesagt? O — sprechen Sie!!“ flehte Angiola.

„Ja — er — er hat mir dieses Briefchen mitgegeben — welches er von Ihnen erhielt — es soll mich bei Ihnen rechtfertigen —“

Er hielt ihr das Blatt hin. Sie nahm es und erkannte es. Dem unerfahrenen Mädchen kam kein Gedanke an einen Betrug. Der Name ihres Geliebten im Munde des ihr fremden Mannes war für sie ein Orakelspruch, dem sie blindlings folgte.

In diesem Augenblick erst kam dem jungen Mann der Gedanke, daß „Niccolò“ heute nicht erscheinen konnte, hatte er doch das Blatt nicht erhalten!

„Kommt Niccolò alle Abend hierher —? fragte er etwas unsicher.

„Ja,“ — lautete die zagende Antwort — „alle Abend, seit er heimlich in Palermo lebt — —“

Alle Abend — also mußte er aus eigenem Antriebe kommen . . . heute hatte er sich wohl nur verspätet . . . er konnte sich jede Sekunde zu ihnen gesellen . . .

Er nahm sich vor zu warten, und wenn Niccolò kam, freimüthig seinen Irrthum einzugestehen. Er ließ das Mädchen auf eine Bank niedersitzen, damit sie sich erhole, wie er sagte, und lauschte dabei verstohlen nach jedem Geräusch.

„Aber wo, wo ist Niccolò?“ fragte sie.

„Er muß jeden Augenblick kommen . . .“

„Also er kommt doch!“ rief sie freudig.

„Ja — — und wenn er nicht kommt . . . .“ (der abenteuerliche Sinn regte sich wieder —) dann liebt er sie nicht und giebt sie auf, da sie auf Entscheidung drängt,“ dachte er — aber er fuhr laut fort: „dann fliehen wir Beide . . .“

„Wir?“ Sie erhob sich.

Er drückte sie sanft wieder nieder.

„Ja. Ich werde Sie ihm zuführen.“

„Wohin?“

„Nach S. Madalena.“

„Ja, ja — dahin wollen wir! O — er ist gewiß entdeckt worden! Ihm droht Gefahr — er hat Palermo verlassen . . .“

Sie versank in Sinnen. Er aber fand sich von Neuem in die Rolle des unfreiwilligen Entführers. Er hatte jetzt dem „Niccolò“ reichlich Zeit gelassen, sich einzustellen und sein Nichterscheinen sprach gegen ihn.

Die Zeit verging.

„Er kommt nicht!“ sagte Angiola und erhob sich.

„Nein. Er kommt nicht!“ wiederholte der junge Mann mit seltsamen Lächeln, das sie indessen nicht bemerken konnte. Er bot ihr den Arm.

„Gehen wir.“

Schweigend verließen sie den Giardino delle piante.

Hätte Angiola die Situation gründlich und unbefangen durchdacht, es hätten in ihr Zweifel entstehen müssen. Warum hatte ihr Niccolò nie von diesem Manne gesprochen? Er mußte demselben doch sehr befreundet sein, um ihm dies Vertrauen zu schenken und ihn zum Mitwisser seines Geheimnisses zu machen.

Doch selbst, wenn ein Verdacht in ihr aufgestiegen wäre, was blieb ihr übrig zu thun? Durch die Gitterthür konnte sie nicht zurück und wollte sie durch den Eingang von der Straße aus in das väterliche Haus zurück, sie wäre verloren gewesen. Sie, die nie mehr ausging und sich nie allein hinausgewagt hatte, sie hätte Alles erklären müssen, und ob sie nun die volle Wahrheit gestand oder nicht, sie wäre fortan bewacht und wie eine Gefangene behandelt worden.

Gilt doch das sizilianische Mädchen nur als Eigenthum ihrer Angehörigen. Erst mit der Verheirathung gewinnt es die langersehnte persönliche Freiheit, eine Freiheit, mit der es nicht umzugehen gelernt hat und die es nun leicht mißbraucht. —

„Vorwärts, schnell,“ — dachte Angiola, „ihm entgegen! Fort von hier!“

Sie kamen auf die offene Fahrstraße. An einer Ecke stand ein Wagen. Sie bestiegen ihn und fuhren nach dem Kloster S. Caterina. Dort, ganz Angiola's Plan

gemäß, nahmen sie einen zweiten Wagen und fuhren nach dem Molo. Es galt die größte Eile, denn durch den langen Aufenthalt im Giardino delle piante hatte man unnöthig Zeit verloren. Nur ein einziger Barkenführer, der sich eben rüstete, mit den Kameraden zum Fischfang beim Morgengrauen hinauszufahren, nahm das Paar auf, um es mit schnellen Ruderschlägen nach dem Segelschiff zu bringen. —

Die Morgensonne weckte die Schläfer. Auf dem Deck und im Maschinenraum ward es lebendig. Das Hin- und Herlaufen der Matrosen und ihre Rufe ermunterten auch den Grafen. Er kleidete sich schnell an und trat heraus.

Das schöne Bild des leuchtenden Himmels und der sich in den kräuselnden Wellen spiegelnden Sonnenstrahlen, die kräftige, würzige Luft, das muntere Treiben um ihn her, die Frische nach kurzem doch festem Schlaf brachten unsern Abenteurer in die beste Laune. Die Besorgnisse, daß sein Unternehmen allerlei Unannehmlichkeiten für ihn heraufbeschwören könnte, verschwanden vor seiner neuerwachten Lebenslust, wie die Schatten vor der Sonne.

In froher Spannung stieg er etwas später zur Kajüte herab.

Er fand Angiola heftig erkrankt.

Die Angst und Aufregung der letzten Tage, dazu die Bewegung des Schiffes hatten die Prinzessin in einen elenden Zustand versetzt. Sie fieberte und schien so erschöpft, daß sie wie geistesabwesend auf einem Divan ausgestreckt lag. Die heißen, dunkelumränderten Augen

irrten unstät umher, und als der Graf, peinlich überrascht, zu ihr trat, schien sie ihn kaum zu erkennen.

„Niccolò . . .“ hauchte sie und schloß einen Augenblick die gerötheten Wimpern. Nachdem sich der Graf von der ersten Bestürzung erholt, eilte er zum Kapitän und erkundigte sich, ob ein Arzt an Bord wäre. Dies war nicht der Fall, die einzigen Hilfsmittel enthielt die Schiffsapotheke mit einigen nervenberuhigenden und anderen stärkenden Hausmedicamenten.

„Das Beste wäre es, Sie brächten ihre Frau Gemahlin an die Luft,“ meinte der Kapitän.

Mit Tropfen und Essenzen aller Art kehrte der Graf in die Kajüte zurück.

„Krankenpfleger . . . . .“ brummte er, als er die Stufen hinabstieg — „das die ganze Romantik . . . .“

Doch seine ironisirende Mißstimmung wich sofort einer innigeren Theilnahme, als er die Leidende wieder vor sich sah. Bald übte die unerläßliche Pflicht des Beistandes, die damit verbundene ungezwungene Annäherung einen eigenen Reiz auf ihn aus. Nicht, als ob er ein krankes Mädchen je hätte reizend finden können, doch die uneigennützige, menschenfreundliche Vertraulichkeit stand in so grellem Kontrast zu den noch kürzlich gehegten frivolen Regungen, daß es ihn unbewußt mit wohlthuendem Zauber berührte.

Den Arm fest um ihre Taille gelegt, so führte er sie auf das Deck. Um unbeachtet zu sein, nahmen sie beim Steuerer an der Spitze des Schiffes Platz. Bald war ein sicherer Sitz für Beide eingerichtet und der Graf versuchte durch Kissen, zusammengerollte Tücher und weiche

Decken seines Schützlings Lage möglichst bequem zu machen. So, dicht neben ihr sitzend, überlegte er.

Von seiner Vermuthung, daß Angiola zu jenen leichtsinnigen Frauen gehöre, die ihm kein allzugünstiges Urtheil über das weibliche Geschlecht eingeflößt, kam er völlig zurück. Er erkannte vielmehr, daß er es hier mit einem Charakter zu thun habe.

Und sie liebte diesen Niccolò wirklich.

Wer er wohl sein mochte, der Erwählte dieses großherzigen Weibes, das Alles verließ, um dem Manne ihres Herzens zu folgen?

Und er durfte nicht fragen!

Er mußte seine Gedanken sammeln und auf heuchlerische Ausreden bedacht sein, auf Lügen — ja, er wollte es beim rechten Namen nennen, — um ihren Fragen, wenn sie solche an ihn richtete, mit Geistesgegenwart begegnen zu können. Er, der Kavalier, der natürliche Schutz des hilflosen Weibes, er hatte, wie der Jäger das verfolgte Wild, die Vertrauende hinterlistig in eine Falle gelockt.

Die Schamröthe brannte auf seinen Wangen.

Finster sinnend blickte er zu Boden.

Was thun?

Was konnte, was durfte geschehen?

Jetzt, wo weder an Umkehr des Schiffes, noch an eine andere günstige Wendung der Lage zu denken war!

Sollte er wenigstens sein Gewissen durch ein offenes Geständniß entlasten?

Er beobachtete verstohlen Angiola's Züge. Fiebergluth brannte in ihren Augen und in unregelmäßigen Athem-

zügen hob sich ihre Brust. Sein Geständniß mußte ihr verhängnißvoll werden.

Er schwieg.

Er nahm sich vor, die Landung in Trapani abzuwarten, dort mit ihr an das Land zu gehen und ihr in ruhigerer, sicherer Umgebung, wo jede Hilfe zur Hand war, in schonendster, aber aufrichtiger Weise die Wahrheit zu sagen und sie über die weiteren Maßnahmen verfügen zu lassen.

Er ahnte nicht, daß er jede Verbindung Angiola's mit ihrem Geliebten, dem geheimnißvollen heimathlosen Flüchtling, zerrissen, daß nur eine wunderbare Fügung sie wieder zusammenführen konnte.

Die berüchtigten Winde auf der Höhe von Trapani trieben auch diesmal ihr Spiel mit den Reisenden. Hinaus — weit über die Fahrlinie — jagten sie das leichte, zerbrechliche Fahrzeug, trotz der Anstrengungen der Schiffsmannschaft.

„Diavolo, Diavolo ....“ brummte der Steuermann.

Des Kapitäns barsche Befehle brachten alle Matrosen auf die Beine. Rasch wurden die Segel eingezogen.

Verwundert betrachtete der Graf das unruhige Treiben. Dann wieder wendete er die Blicke auf die immer höher gehende See.

„Wohin kommen wir jetzt?“ fragte er, auf einmal von Unruhe gefaßt, den Steuerer. „Wohin? Chi lo sa!“ Und ein bedeutungsvolles Achselzucken begleitete die zweifelhafte Antwort.

„Was soll das bedeuten?“

„Guardate là! Sehen Sie dahin!“ Und der Steuerer wies nach einem dunklen Streifen am Horizont.

„Nun?“

„Sehen Sie's?“

„Ja. Es scheint Land zu sein. Wir kommen nach Trapani . . . schneller als ich dachte . . .“

Jener lachte derb auf.

„Die afrikanische Küste ist es!“

Der Graf sprang auf.

„Sie scherzen . . .“

„Mir ist nicht danach zu Muthe . . . den Anderen auch nicht . . . ha, ha!“

Die afrikanische Küste . . . Der Graf glaubte zu träumen. Er hatte von solchen Gefahren keine Ahnung gehabt. Er war erstaunt über die Möglichkeit, eine stets befahrene Küste nicht sicher umsegeln zu können. Er begann am bösen Willen und Verrätherei der Schiffsbemannung zu denken, doch bald sah er seinen Irrthum ein, denn auch die Matrosen wurden unruhig, und es bildeten sich um den Kapitän Gruppen, die berathschlagten was zu thun sei.

Indeß verstrich die Zeit, ohne eine günstige Wendung herbeizuführen.

Der Sturm sauste und brauste immer heftiger um das hin- und hergeworfene Fahrzeug. Die Wellen peitschten die Flanken des Schiffes, und hochaufbäumend, spritzten sie den weißen Schaum von beiden Seiten weithin über das niedrige Verdeck.

Ruhig sah Angiola dem gefährlichen Spiel des Auf- und Niederschaukelns des Schiffes zu. Trotz der Bitte

des Grafen hatte sie ihren Sitz nicht aufgegeben. Sie beobachtete den Aufruhr des Meeres, ohne sich zu rühren. Bald flog sie mit dem Schiff pfeilschnell in die Höhe, so daß sich vor ihren Augen ein Abgrund öffnete, bald sank sie tief hinunter, daß die Wellen sich über den Schiffsrand ergossen und ein dichter Wasserregen ihr Kleid und ihr Gesicht benetzte. Wie eine leichte Feder wäre sie über Bord geflogen, hätte der Graf, der sich zu diesem Zweck dicht zu ihr gesetzt hatte, sie nicht gestützt und festgehalten. Sie achtete weder auf ihn, noch auf ihre Umgebung; sie wußte es kaum, daß sie sich vor all dem Schiffsvolk ohne Schleier zeigte. Doch Niemand kümmerte sich jetzt um das schweigsame Paar, denn ein Jeder hatte vollauf mit der Leitung des Schiffes zu thun.

Ein Künstler allein hätte über Angiola's Erscheinung in diesem Augenblick das Uebrige vergessen können. Ihre regelmäßigen Züge schienen wie aus Marmor gemeißelt, so kalt, bleich und starr blieben sie; mit glanzlosen Augen, halbaufgelöstem, blauschwarzem Haar, den Kopf an ihres Begleiters Schulter gelehnt, von seinem Arm gehalten, so verharrte sie in einem an Besinnungslosigkeit grenzenden Zustand. Der Graf betrachtete sie verwundert.

Er dachte wieder an ihren Besitz — an ihren rechtmäßigen Besitz. Er dachte sie sich als seine Gattin und sagte sich, daß er für ihre Liebe zu jedem Opfer fähig sei — schien sie doch eines jeden Opfers werth! Aber bald kam er von diesen Gedanken zurück. Diese hoheitvolle Schönheit paßte nicht in einen Pariser Salon, so wenig als Juno auf einen Nipptisch, oder eine Beethoven'sche Sonate in eine Operette.

„Hätte ich doch vor zehn Jahren solche Frau kennen gelernt . . .“ summte es ihm in Kopf und Herzen.

Indessen stieg die Gefahr von Minute zu Minute. Die Rettungsboote wurden losgelöst und Stricke und Seile herbeigeschafft. Es war ein beängstigendes Kommen und Gehen, ein rathloses Umherblicken, während der Kapitän mit seinem Fernrohr beschäftigt war.

Immer heftiger ergossen sich die Wellen über Bord, und der Himmel verfinsterte sich.

Der Graf hielt es an der Zeit, Angiola auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

Sie sah langsam auf.

„Wenn es so weit ist,“ — antwortete sie gleichmüthig — dann denken Sie nur an Ihre Rettung.“ Doch es kam nicht „so weit“.

Als die Sonne wieder die Wolken durchbrach und mit ihren gluthrothen Strahlen am Horizont zu versinken begann, legte sich plötzlich der Sturm, und Alles athmete auf. Der Kapitän versuchte, sich zu orientiren.

Nach Verlauf einer Stunde, als der Abend seinen Schleier über Himmel und Meer ausbreitete, wurde ein Fahrzeug sichtbar, das sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit näherte.

„Gottlob!“ rief der Graf, „jetzt werden wir vielleicht Hilfe bekommen!“

Der Kapitän, an den diese Worte gerichtet waren, antwortete nicht sogleich. Er winkte den Steuermann heran und beide sahen abwechselnd durch das Fernrohr, eifrig mit einander sprechend. Der Graf, dem der sizilianische Dialekt noch fremd war, verstand kein Wort,

er bemerkte aber, daß des Kapitäns gebräunte Stirn nachdenklich wurde und seine Brauen sich finster zusammenzogen. Er entfernte sich dann und rief alle Matrosen zusammen, während der Steuermann sich an den Grafen wandte:

„Sie werden keine Ursache haben, sich zu freuen.“

„Warum?“

„Ich weiß es noch nicht genau — die Sache kann gut ablaufen — aber ich würde Ihnen doch rathen, Ihre Frau hinunter zu bringen — ja, am besten, sie legt sich nieder und zieht die Vorhänge zusammen, — sie ist krank — sie kann das ohne Aufsehen —“

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Graf seltsam beunruhigt.

Jener schien nicht recht in Gegenwart Angiola's mit der Sprache heraus zu wollen. „Die Signora wird, wenn sie meinen Rath befolgt, nicht bemerkt, und jedenfalls nicht belästigt werden . . .“ versetzte er zögernd.

„Ich will wissen, um was es sich handelt,“ sagte der Graf jetzt energisch. Was ist es mit jenem Schiff?“

„Es ist ein Piratenschiff, Herr.“

Der Graf war von dem neuen Schreck einen Moment ganz betroffen.

„Warum fliehen wir denn nicht?“

Der Steuermann zuckte die Achseln und stand wie angewurzelt. Der Graf wandte sich unwillig von ihm ab den Anderen zu, die sich um den Kapitän gruppirten. Er hörte noch den Befehl, das Beste in Gewahrsam zu bringen. Darauf stieben die Leute nach allen Seiten auseinander, der Kapitän aber sagte zum Grafen, der ihn ebenfalls zur Flucht ermahnte:

„Das hilft uns zu Nichts. Die Kerle holen uns doch ein und behandeln uns dann um so grausamer. Wenn's nur keine Afrikaner sind! Dann können wir allen Heiligen danken!"

Damit entfernte er sich, um seinerseits zu verbergen, was sich in der Eile verbergen ließ. Um den Grafen und seine lautlose, unbewegliche Gefährtin kümmerte sich jetzt Niemand mehr, Alles stürzte regellos und lärmend durcheinander, nur darauf bedacht, das Theuerste in Sicherheit zu bringen; da Angiola nicht von ihrem Platz fortwollte, blieb ihr Begleiter auch sitzen und, von einer gewissen stoischen Gleichgiltigkeit beherrscht, die bei einem Uebermaß von fatalen Begegnissen einzutreten pflegt, beobachtete er ruhig das Herannahen des feindlichen Kutters.

Es war ein bedeutend größeres Schiff, als die schlankgebaute „L'agile". Doch bei dem ersten Anruf der Seeräuber milderte sich die Angst der Schiffsleute, denn es waren nicht die gefürchteten Afrikaner, sondern sizilianische Piraten, die in dieser Zeit allgemeiner politischer und sozialer Zerfahrenheit auf der Insel ebenso keck auftraten, wie ihre Kameraden, die Räuber zu Lande. „Kommt, Ihr Herren und nehmt, was wir armen Schiffer besitzen!" rief der Kapitän mit einer kleinlauten Grimasse der Ergebenheit, die der Graf dem stattlichen Manne gar nicht zugetraut hätte, „aber schont unser, wenn Ihr gute Katholiken seid!"

Die „Herren" da drüben ließen es sich nicht zweimal sagen. Sie legten an, ließen ein Boot hinunter und nach wenigen Sekunden kletterten mit Affenbehendigkeit eine Anzahl brauner, wildaussehender Kerle über Bord

und sprangen auf das Verdeck, sich schnell nach allen Seiten zerstreuend.

Es war ein tragikomisches Schauspiel.

Die Piraten, mit blitzenden Dolchen und Messern in den Gürteln, durchstöberten alle Räume, packten und schleppten herbei, was ihnen Brauchbares in die Hände fiel, und bald begann ein lustiges Fangballspiel mit allerhand Bündeln, Körben und Paketen, die auf diese Weise nach dem anderen Schiff herüberexpedirt wurden. Manches kollerte in's Wasser und wurde unter Lachen und Scherzen herausgeschifft.

Die Matrosen standen dabei und sahen gemächlich zu. Der Kapitän und der Steuermann blieben unsichtbar. Erst als die Plünderung zu Ende war und die Piraten nach nochmaligem Rundgang sich zum Verlassen des Schiffes anschickten, trat der Kapitän vor, und bat, man möge ihm den richtigen Cours zeigen. Da die Verproviantirung keineswegs verschmäht worden war, mußte er nunmehr sehen, so schnell als möglich wieder an's Land zu kommen.

Die Piraten erfüllten sein Ansuchen und wollten soeben in ihr Boot hinab, als ein paar der braunen Männer jetzt erst das seltsame Paar bemerkten, das von seinem abgelegenen Sitz aus die ganze Szene schweigend mit angesehen hatte.

Die Fremden schienen die Räuber sehr zu interessiren.

Es entspann sich zwischen ihnen und den Matrosen eine lange, höchst lebhafte Unterhaltung.

Der Graf verstand kein Wort, doch augenscheinlich handelte es sich um ihn und seine Begleiterin. Der

Kapitän schien den Leuten Auskunft zu geben und sah sich wiederholt mit verlegener Miene nach seinem Passagier um.

Entschlossen erhob sich der Graf, trat an die Gruppe heran und fragte kurz, was es gäbe? Der Kapitän erklärte ihm Alles.

Die Piraten wünschten nichts Mehr und nichts Weniger, als den fremden Herrn mitzunehmen und nach Eintreffen eines anständigen Lösegeldes an dem ersten besten Küstenplatz abzusetzen.

Der Graf glaubte zu träumen.

Das Abenteuer wurde ihm denn doch zu bunt!

Ein Blick auf die entschlossenen Mienen der kecken Gesellen überzeugte ihn indeß, daß es ihnen völlig Ernst mit seiner Fortführung sei; sie begannen nun die Verhandlungen mit ihm selber.

Er sagte ihnen, daß er weder reich sei, noch irgend Jemand kenne, der für ihn ein bedeutendes Lösegeld zahlen werde.

„So laß die Verwandten Deiner Frau zahlen!" riefen die Schelme. „Sie ist eine reiche vornehme Sizilianerin, das sehen wir ihr an. Mag die Mama oder der Papa oder sonst Jemand zahlen."

Der Graf stand erstarrt über diese Frechheit. Die Kerle schienen sich mit Schadenfreude an seiner Bestürzung zu weiden.

Er versuchte sich noch einmal zu helfen, indem er vorgab, die Eltern seien todt und die übrigen Verwandten lebten im Ausland.

Die Sache erschien den Leuten zu umständlich. Sie

deliberirten in sizilianischem Dialekt und lebhaft gestikulirend noch eine kurze Weile, dann trat Einer von ihnen hervor und sagte kategorisch:

„Du wirst Dich nach dem Molo von Girgenti schaffen lassen — der Galantuomo dort wird Dich in ein paar Stunden hingebracht haben," — und ein drohend-bedeutungsvoller Blick flog zu dem Kapitän, der finster die Augen niederschlug — „dort wirst Du an einer Stelle, die wir Dir gleich beschreiben werden, tausend Piaster für uns erlegen."

Der Graf athmete auf.

„Das will ich!" rief er schnell.

„Dein Weib behalten wir aber als Geißel."

Jetzt war des Grafen Selbstbeherrschung zu Ende. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß es vor seinen Augen zuckte und flimmerte und mit einem wüthenden: Ihr Hallunken! stürzte er auf den Sprecher und schüttelte ihn. „Ihr Hallunken!" „Hoho!" tönte es wild um ihn und als hätten die Kerle blos auf ein Signal gewartet, zogen sie die Dolche aus den Gürteln und der Graf fühlte sich von ihren Fäusten emporgehoben. Doch so schnell der Lärm entstand, so plötzlich legte sich eine tiefe Stille auf die erregte Gruppe, als auf einmal Angiola unter ihnen erschien. Sie hatte kein Wort der heftigen Unterhaltung verloren. Bei ihrem überraschenden Anblick nahmen sämmtliche Piraten eine fast devote Haltung an.

„Mein Freund," sagte die Prinzessin zu ihrem muthigen Begleiter, „lassen Sie mich mit den Leuten hier sprechen."

Sie musterte die Kerle mit einem verächtlichen Blick, während sie einen haarfeinen, blitzenden Dolch hervorzog.

„Wenn einer von Euch mit einem Blick oder einer Bewegung den Respekt vergißt, den er mir schuldig ist“ — sagte sie in sizilianischer Sprache, „den tödte ich. Dieser Dolch ist vergiftet. Ein Riß — und der von ihm getroffen, ist ein todter Mann.“

Mit der Würde und Hoheit einer Königin stand sie da.

Ein Murmeln der Ehrerbietung ging durch die Reihen. Einer der Nächststehenden bückte sich und küßte den Saum ihres Gewandes.

„O — Signora — bei allen Heiligen! Ihr sollt nur befehlen!“

Angiola wandte sich an den Grafen. Die Anderen zogen sich bescheiden zurück.

„Es bleibt uns nichts übrig —“ sagte sie. „Der Wille dieser Leute muß geschehen. Auf der Bank in Palermo ist mein Vermögen deponirt“ sie nahm einen Schein aus ihrem Busen — „dies wird Sie legitimiren. Sie entnehmen das geforderte Geld und hinterlegen es an der von den Piraten bestimmten Stelle.“

„Prinzessin . . . stotterte der Graf.“

„Mir wird Nichts geschehen. Sobald die Leute das Geld haben, geben sie mich der Freiheit wieder. Im Uebrigen mögen die Heiligen walten.“

Sie winkte die Anderen wieder heran.

„Sagt dem Herrn, wo Ihr das Geld hingelegt haben wollt.“ Sie ging auf die Leiter zu, um in das Boot hinabzusteigen.

„Prinzessin!" rief der Graf, dem zu Muthe war, als müsse er zu ihren Füßen niederstürzen.

„Leben Sie wohl!"

Sie stieg in das Boot.

Einige Sekunden später folgten ihr die übrigen Piraten und „L'agile" begann schleunigst nach der Richtuung von Girgenti abzusegeln.

Der Graf stand noch immer am Schiffsrand gelehnt. Er sah todtenbleich aus. Wilde, bittere Selbstvorwürfe bestürmten seine Seele. Er, der Leichtfertige, Gewissenlose, war Schuld, daß dies edle Wesen unter solchem Abschaum der Menschheit als Gefangene existirte, bis er sie loslöste. Er hatte das hochherzigste Vertrauen getäuscht, die reinste Weiblichkeit beschimpft. Und er, der wie ein gedankenloser Knabe gehandelt, er mußte sich nun dafür auch wie einen Buben behandeln lassen!

Und was sollte ferner geschehen, wenn Angiola befreit war und von ihm Rechenschaft forderte?

Wie, wenn er ihre Zukunft, ihr ganzes Lebensglück auf das Spiel gesetzt hatte?

Wenn jener Niccolò ihr Gatte war, der heilige Rechte auf sie besaß?

Schmerz, Wuth, grenzenlose Beschämung zerrissen seine Brust.

Zum ersten Mal fühlte er, daß Tugend und Ehre doch keine leeren Begriffe seien, wie der egoistische Lebemann sich stets mit überlegenem Hohn vorgespiegelt hatte, und daß trotz allen Leugnens einer überfeinen Bildung der irrende Mensch einer geheimnißvoll waltenden rächenden Macht anheim gegeben ist.

Indessen war der Abend vollends herabgesunken. Die Finsterniß schien undurchdringlich. Starke, dichte Nebel lagerten auf dem Meere und der kundigste Schiffer hatte Mühe, die Fahrlinie einzuhalten, um den Klippen und Strömungen zu entgehen.

Auf dem Kutter hatten die Piraten inzwischen einen bequemen Sitz von herbeigeschleppten Kissen, Decken und Teppichen hergestellt. Hier saß die Prinzessin, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Sie stützte den Kopf in die Hand und hielt mit der anderen ihren Dolch umklammert.

Die Räuber hielten sich in weiter respektvoller Entfernung. Einige von ihnen gingen dann in den inneren Schiffsraum, um ihren Herrn und Meister herbeizuholen. Sie waren gespannt, wie er ihre Nachrichten aufnehmen werde. Erst seit zwei Tagen befehligte er den Kutter und behandelte sie nicht viel besser als seine Sklaven, aber er war ein stolzer, kühner Herr, dem zu gehorchen ihnen eine Ehre schien. Auch die geheimnißvolle seltsame Art, in welcher er zu ihnen gekommen war, verlieh seiner imponirenden Gestalt einen Nimbus. Sie hatten vor einigen Tagen ein Passagierschiff überfallen und dort war ihnen sofort ein hoher jugendlich kräftiger Mann aufgefallen, dem zwei andere kleinere, schmächtigere Männer auf Schritt und Tritt folgten. Er beobachtete die Piraten und ihren Kutter mit großer Aufmerksamkeit, trat plötzlich auf sie zu und fragte!

„Wollt Ihr mich zum Hauptmann haben?“

Die beiden kleinen Männer erbleichten und wollten hindernd dazwischentreten. Er aber schob sie bei Seite

und, mit dem Fuß aufstampfend, wiederholte er seine Frage.

„Ja, ja!“ schrieen sie, denn der Mann gefiel ihnen.

„So haltet die beiden Narren da fest, bis ich drüben bin,“ — und mit einem Satz war er über Bord in das Boot gesprungen.

Die beiden Männlein — zwei Polizisten in Civil, die augenscheinlich einen Verhafteten bewachen sollten — schrien und wehrten sich aus Leibeskräften. Die Matrosen und Passagiere liefen zusammen, aber Niemand wagte den Seeräubern entgegenzutreten. „Loslassen!“ ertönte es von drüben und, den Beiden einen Ruck versetzend, daß sie weithin flogen, sprangen die Piraten ihrem neuen Hauptmann nach.

Er hatte sich sofort als ein strenger Herr gezeigt und ihnen auch erklärt, daß er nur so lange bei ihnen bleiben würde, als es ihm gefiele. Bei ihrem Thun und Treiben zog er sich in das Innere des Kutters zurück, verlangte aber, wenn sie wiederkehrten, genaue Rechenschaft. Jede Rohheit und Grausamkeit drohte er unbarmherzig zu strafen, und er sah so gewaltig dabei aus, daß sich die Kerle unwillkürlich bekreuzigten.

Jetzt standen Einige vor ihm und erstatteten Bericht. Schweigend hörte er sie an, dann aber fuhr er auf und rief mit Donnerstimme:

„Ein Weib — als Geißel? Schämt Euch!“

Gefolgt von den Leuten, die sich besorgt und verlegen anblickten, stieg er rasch auf das Verdeck, um sich zu Angiola's Sitz zu begeben.

Plötzlich — auf halbem Wege — blieb er, wie von einem Blitzstrahl getroffen stehen. Die Augen weit-

geöffnet, sich an die Stirn greifend, starrte er die ermattet zusammengesunkene Frauengestalt an.

„Bin ich wahnsinnig?“ . . . murmelte er.

Die Prinzessin, die das Nahen der Männer hörte, hob langsam das Haupt.

Der starke Mann erbebte wie Espenlaub, dann stürzte er mit einem erschütternden Aufschrei auf sie zu und brach zu ihren Füßen zusammen.

„Angiola!“

„Niccolò . . .“

Außer sich vor Freude, küßte Niccolò der Geliebten Gewand, umklammerte ihre Kniee und drückte sein Haupt in ihren Schooß, dann wieder sah er sie mit unbeschreiblichem Blicke an und stammelte . . .

„Angiola . . . Angiola . . . .“

Angst, Schmerz, Todesschrecken hatte sie überwunden — dem unerwarteten Glücke erlag sie; eine tiefe Ohnmacht umfing ihre Sinne.

In staunender Bewunderung hatten die Anderen dem ergreifenden Auftritt zugesehen, jetzt entfernten sie sich still und sacht. Niccolò aber nahm die Ohnmächtige wie ein Kind in seine Arme und trug sie hinunter in seine Kajüte, mit zärtlicher Sorge um sie bemüht.

Angiola kam bald wieder zum Bewußtsein zurück. Mit seligem Lächeln ruhte sie in des Geliebten Armen und lehnte den Kopf an seine treue Brust. Er erzählte, wie sich plötzlich zwei geheime Polizisten zu ihm gesellt hätten, um ihn ohne Aufsehen nach Malta zu eskortiren, wie er sich von ihnen befreit und nun auf diesem Kutter — unerkannt und ungefährdet — existirt und Pläne über

Pläne entworfen habe, nach Palermo, zu ihr, zurückzukehren.

Angiola dagegen gab ihm das Geständniß ihrer Flucht mit dem Fremden, der sie betrogen hatte.

„Der Elende —“ murmelte Niccolò und griff unwillkürlich nach seinem Dolch.

„O, laß“ — bat Angiola mit Freudenthränen im Auge — „es war eine wunderbare Fügung. Die Heiligen hatten ihn ausersehen zum Werkzeug unserer Vereinigung. Die Madonna hatte ihn geschickt . . .“

* * *

In einer kleinen Kapelle am Meer, von einem hochbejahrten Priester, der hier als Einsiedler frommen Werken lebte, wurde das Paar getraut. Unter den Trauzeugen befand sich Graf de la Bretagne. Er hatte sich dieser Vergünstigung durch die Opferfreudigkeit, mit welcher er fortan den Liebenden zu dienen suchte, würdig gezeigt. Er überbrachte den Piraten eine doppelte Lösesumme als Schmerzensgeld für den stattlichen Hauptmann, den sie sehr gegen ihren Willen ziehen lassen mußten, legte das unverkürzte Vermögen in Angiola's Hände und geleitete die Flüchtigen glücklich nach dem Kontinent.

Die Wahrsagerin.

Wie jede Hauptstadt, hat auch Palermo ein Viertel des Elends und der Armuth, das sich auffällig von den eleganteren, neueren Straßen unterscheidet, einen Häuserkomplex, in dem das Proletariat sich in düstere, dunkle Nebel hüllt, um der Sonne und dem Menschen nicht seine widerwärtigen Blößen preis zu geben.

In diesem Viertel der schmalen, finsteren Gassen, in die sich kein Sonnenstrahl, kein frischer Luftzug hinverirrt, saß in einer nur durch eine kleine Maueröffnung matt erhellten Behausung auf seinem Lager ein Weib.

Welch' ein Lager!

Und welch' ein Weib!

Dasselbe war dem Gerede nach vom Teufel besessen. Es war nämlich ein „altes" Weib.

Die sogenannten „Extatischen" dagegen sind Jungfrauen oder doch wenigstens „junge" Frauen. Erst nach Ueberschreitung des dreißigsten Lebensjahres, das nach sizilianischen Begriffen so viel bedeutet, wie das vierzigste Jahr bei deutschen Frauen . . . dann erst nimmt der

Teufel Besitz von ihnen. Ein sonderbarer Geschmack vom Teufel, den gewiß sonst Niemand theilt!

Donna Tommasia kämpfte eben auf riesige Art mit ihm. Das enge, dumpfige Gemach war vollgepfropft von Menschen beiderlei Geschlechts, die sich um das Lager drängten. Den Einen stand Neugier und Spottsucht auf den gemeinen Gesichtern geschrieben, den Anderen gläubige Andacht und mit Ehrfurcht gemischter Schrecken.

Die Letzteren befanden sich in überwiegender Mehrzahl, zum Lobe Tommasia's sei es gesagt.

Die Wahrsagerin sprach heute in allen Sprachen. Das war stets ein Zeichen der größten Wuth des in ihr tobenden Dämons. Sie schlug dabei mit den knochigen Armen bald in die Luft, bald gegen die Wände, dann gegen das eiserne Bettgestell, das diesen unverschuldeten Angriffen kaum noch zu widerstehen vermochte, oft auch trafen die Schläge der braunen, runzlichen Fäuste die eigene Brust. Der Schweiß perlte von ihrer Stirn, die dunklen Augen funkelten vor Grimm.

Ein junges Mädchen kniete am Kopfende des alten, durchlöcherten Strohsackes und verbarg voll Schauder das Gesicht, um das Gebahren der Alten nicht zu sehen, doch lauschte es mit Aufmerksamkeit ihren lallenden Tönen, denn es erwartete mit fieberhafter Spannung den Augenblick, wo seine Schutzpatronin, die heilige Lucia, sich durch die Wahrsagerin offenbaren werde. Denn neben dem bösen wohnte auch ein guter Genius in der Seele der armen Märtyrerin und wenn Jener auf gotteslästerliche Weise zu toben begann, so sprach Dieser heilige, fromme Worte dazwischen.

Du hast Schuld, Du hast mir meinen Sohn genommen und ich soll Dich nicht hassen?“

„Ein Unglück wars, keine Schuld.“

„Weißt Du, was er mir war? Du weißt es nicht. Ich wüßte es Dir auch nicht zu sagen.“ Sie starrte vor sich hin und wie in Gedanken versunken, sprach sie zu sich selbst: „Meine Brüder waren Banditen . . . Meinen Mann schleppten sie nach Afrika . . . meinen Vater sah ich unterm Henkerbeil . . . und habe nicht gezittert. Aber gezittert habe ich, daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt wurde. Er war gut. Er gehorchte mir und ich ihm. „Thu' das, Mutter, und laß Jenes“ und so geschah es. Und wenn ich wußte, daß er kam, dann strich ich mir das Haar und wusch die Hände, legte 'ne weiße Decke auf den Tisch und stellte frische Blumen vor die Madonna, und wenn er dann hier stand und sich umsah und sagte: Du hast es hübsch hier, Mutter, dann hätt ich ihm die Hände küssen mögen . . . Wo bist Du jetzt, Crispino, wo? Komm, schau, wie hübsch es hier ist!“ Und mit höhnischem Gelächter ließ sie die Blicke über die verräucherten, schmutzstarrenden Wände und die von der niederen Decke herabhängenden Spinngewebe schweifen.

Lucia verbarg das Gesicht in den Händen. Tommasia musterte sie mit wachsendem Grimme.

„Dann kam er immer seltener, immer seltener. Er sah sich nicht mehr um und zerpflückte die Blumen in Gedanken. Mit mir sprach er kaum ein Wort. Ich ließ ihn gewähren. Deine Zeit kommt auch, dachte ich mir. Und sie kam. Eines Tages stürzt er herein, mit glühenden Wangen und umarmt mich. Das hatte er noch nie gethan

und ich wußte es nun, es ging mit mir zu Ende. Ich hab' ein Mädchen, rief er und das wird meine Frau. Die Kniee wurden mir schwach. Ich setzte mich da auf die Bettkante. Er sprach und schwatzte. Ich dachte nur: jetzt ist es aus, jetzt leg Dich hin und stirb."

„Tommasia . . ." flüsterte Lucia gerührt und rückte der Alten näher.

„Dann kamst Du. Ich sah's Dir an, Du warst nicht von unserer Art. Das gab ein Unglück. Ich sagte es Crispino. Dafür verließ er mich. Als ich ihn wiedersah, war er todt. Ein eifersüchtiger Nebenbuhler hatte ihn hinterrücks überfallen und erschlagen. Die ihn brachten, erzählten es mir. Ich hätte nun auch ruhig sterben können, wenn nicht die Teufelei gewesen wäre . . ."

Tommasia schwieg. Eine unheimliche Wuth verzerrte ihre Züge. Lucia verstand ihre letzten räthselhaften Worte . . .

Beim Anblick des todten Sohnes bewußtlos zusammensinkend, war Tommasia erst am anderen Morgen zur Besinnung zurückgekehrt. Vergebens suchten ihre Augen den Körper ihres Crispino. Ihre entsetzten Fragen wurden von den Anwesenden mit Achselzucken beantwortet. Die enge Behausung war leer, die Leiche verschwunden. Niemand wußte um ihren Verbleib. Die unglückliche Mutter verfiel in eine Raserei des Schmerzes. Man fürchtete, sie würde wahnsinnig werden. Der Fall war so außergewöhnlich, für das abergläubische Volk so beängstigend, daß ganz Palermo von dem Verschwinden der Leiche sprach und die abenteuerlichsten Gerüchte, die in den gerade herrschenden politischen Unruhen noch eine

besondere Nahrung fanden, die Stadt durchschwirrten. Bei der tiefwurzelnden Abneigung der Sizilianer gegen die Polizei, vermochte diese trotz aller Nachforschungen Nichts auszurichten. Der todte Körper war und blieb verschwunden. Mit Crispino's Mutter ging indessen eine seltsame Wandelung vor. Sie war von jeher ihrer Absonderlichkeit wegen vom Volk mit einer gewissen Scheu betrachtet worden. Ihre Wahrsagerkünste hatten ihr schon früher manches Stück Geld eingebracht. Jetzt betrieb sie das Kartenlegen und Wahrsagen als offenes Gewerbe. Sie wurde eine „Hexe“, eine „Teufelsbesessene“ und erlangte bald durch ihr wunderbares Wesen einen weitverbreiteten Ruf.

Darüber vergingen Jahre.

Immer dunkler wurde es in dem kleinen Raum. Kaum vermochte man noch einen Gegenstand zu unterscheiden. Die Glocken läuteten in harmonischem Zusammenklang das Avemaria. Lucia sank in die Kniee. Tommasia rührte sich nicht.

Nach einer Weile, als die Glockentöne leise in den Lüften verhallten, unterbrach das junge Mädchen die beklemmende Stille mit der Frage:

„Warum aber, Tommasia, verschafft Ihr Euch nicht Ruhe für Eure alten Tage? Warum betreibt Ihr das häßliche Gewerbe, das Euch nur Schande und Spott einträgt?“

„Und Geld,“ sprach Tommasia mit Schärfe.

„Wozu braucht Ihr Geld! Weniges braucht Ihr zum Leben! Diese Hütte ist Euer, Euer die Ziegen im Stall und ein Stück Weinberg vor dem Thore Euer —“

„Schweig!“

„Laßt mich reden! Seht, wenn Ihr still und friedlich lebtet, wenn Ihr nicht mit all' dem Gesindel verkehrtet, ich würde Euch bitten, mich bei Euch aufzunehmen, ich würde Euch dienen, Euch pflegen, würde Eure Tochter sein . . .“

„Schweig! sag' ich.“

„Nein, Tommasia. Ihr habt kein Recht, so hart zu mir zu sein, habt keine Ursache, mich von Euch zu stoßen. Ihr solltet Mitleid mit mir haben.“

„Mit Dir?“

„Habe ich ihn nicht auch verloren? Ist mein Leben nicht auch öde und leer, seit er starb?“

„Ist es das?“

„Ich schwöre es Euch,“ versetzte das junge Mädchen feierlich. „Ihr solltet mich lieben —“

„Lieben, Dich?“ Von Neuem hallte das Hohngelächter der Alten durch das Gemach.

„Weil er mich liebte und“ — Lucia stockte, eine tiefe Röthe färbte Ihre Wangen, doch die Dunkelheit verbarg ihr Gesicht.

„Nun?“

„Wenn Ihr gut zu mir wäret, wie eine Mutter — ich würde es Euch sagen . . .“

„Hm.“

Beide schwiegen.

Der Abend senkte sich tiefer herab. Plötzlich stand die Alte auf, hüllte sich in ein Tuch und schritt hinaus. Sie ging nach der Toledostraße.

Lucia folgte ihr, ohne zu fragen, und blieb auch an

ihrer Seite, als Tommasia die Richtung nach der Porta reale einschlug.

Von Zeit zu Zeit warf die Wahrsagerin einen forschenden Blick auf ihre Begleiterin.

„War das all' Dein Geld, das Du mir brachtest?" begann sie auf einmal

„Es war Alles, was ich besaß."

„Wenig genug."

„Mehr hatte ich nicht übrig."

„O, freilich! Der Putz und die Tanzböden . . ."

„Ich ließ Messen lesen für sein Seelenheil und habe den Kapuzinern zum Himmelfahrtstag ein silbernes Kruzifix geschenkt."

Wieder schwiegen sie eine Weile. Von den Vorübergehenden achtete Niemand auf die beiden vermummten Frauengestalten, die da still durch die Gassen huschten.

„Hättest Du das Geld doch lieber mir gegeben . . ." sagte Tommasia. Das Herbe ihres Tones schien völlig verschwunden.

Fast unwillig blickte Lucia auf.

„Man sollte meinen, Ihr seid geizig."

„Ich bins," nickte Tommasia geheimnißvoll.

„Seit wann?"

„Seitdem."

„Und warum? Wozu?"

„Vielleicht sage ich es Dir."

„Geld, Geld . . ." murmelte die Alte im Weitergehen vor sich hin, „Du Schmuck des Teufels! Was geschieht nicht fürs liebe Geld! Für Geld werden unsere Männer nach Afrika geschickt, als Kanonenfutter gegen

Piraten, für Geld wird das Weib zur Hexe und macht dem Gesindel Hokuspokus vor, für Geld verdingt der Pfaffe Seele und Gewissen, für Geld putzt sich die Dirne mit Bändern und Flittern und stellt der Bube sich an die Straßenecke und vermiethet sich als Bravo. Geld und immer Geld, Geld in alle Ewigkeit, nur die Waare ändert sich, mit der man das Geld verdient."

Sie hatten das Thor erreicht und schritten auf die Allee zu, die zum Kapuzinerkloster führte. Am Ende der doppelten, in abendlichen Schatten liegenden Baumreihe lag der Eingang zu dem mit hohen, grauen Mauern umgebenen Klosterhof. Neben dem großen, starken Gitterthor befand sich eine Thür. Tommasia faßte den daneben hängenden Eisendraht. Der helle Ton einer Klingel unterbrach die tiefe Schweigsamkeit rings umher.

Die Bäume rauschten über den Häuptern der Beiden, als wunderten sie sich kopfschüttelnd über den späten Besuch.

„Warum Ihr nur bei Tage nicht ausgehen wollt?" meinte Lucia beklommen.

„Ich scheue das Tageslicht. Es blendet meine Augen. Auch mag ich das gaffende, hohlköpfige Volk nicht sehen. Es ekelt mich vor dem Gewürm, das man doch nicht zertreten kann. Soll ich mich von ihm in die Fersen stechen lassen?"

„Ist das Volk etwas Besseres, das den ganzen Tag Eure Hirngespinnste anhört, wenn Ihr auf Eurem Lager sitzt und Euch die Wunden schlagt auf Eurer Brust?"

„Es ist was Besseres: es zahlt."

Das junge Mädchen wandte sich unmuthig ab.

„Und bist Du nicht auch gekommen?"

„Weil ich von Euch Wahrheit hören wollte.“

„Was weißt Du, was wahr, was falsch ist! Das Falsche ist wahr, denn es i s t . . . und die Wahrheit ist oft eine falsche . . .“

„Geht, geht, das ist gottloser Unsinn.“

„Halte es dafür.“

Die Thür öffnete sich knarrend. Beide traten ein und schritten über den weiten, grasüberwachsenen Hof nach dem Eingang des Gebäudes. Durch das in der Pforte angebrachte Schiebfensterchen sah ein Mönch den Herankommenden entgegen.

„Gelobet sei Jesus Christus,“ sprach Lucia laut.

„In Ewigkeit. Amen. — Was wollt Ihr hier, Frauen? Wißt Ihr nicht, daß seit Avemaria hier verschlossen wird?“

„Mein Gelübde verbietet mir, so lang' die Sonne scheint, den Fuß über meine Schwelle zu setzen, Fra Blasius,“ erwiderte Tommasia und trat vor.

Der Kapuziner fixirte sie.

„Seid Ihr nicht Donna Tommasia, die Wahrsagerin?“

„Ich bin es.“

„So kommt herein.“

Er ließ die Beiden eintreten und verschloß die Thür hinter ihnen.

„Laßt mich die Todtenkammer sehen,“ sprach Tommasia, als der Mönch sie fragend anblickte.

„Jetzt, so spät?“

„Laßt es nicht später werden,“ sagte die Alte und schritt voran.

„Die Kammern sind tief unter der Erde . . .“

„Ich weiß es. Kommt, kommt mein Bruder.“

„Die eine Laterne reicht nicht aus, die Finsterniß zu erleuchten.“

„So nehmt eine zweite.“

„Das darf ich nicht.“

„So laßt es dunkel sein, wir fürchten uns nicht.“

Die Alte zog einen alabasternen Weihkessel und ein gleiches Kruzifix hervor und reichte beide dem Mönch. „Dies für Eure Zelle, Fra Blasius. Laßt uns jetzt hinunter gehen in die Katakomben.“

Mit Wohlgefallen musterte der Kapuziner das zierliche, gottgefällige Geschenk und steckte es in seinen am Gurt befestigten Beutel.

„So kommt.“

Er leuchtete ihnen voran. Sie durchschritten mehrere weitläufige Korridore, an deren weißen Wänden alte, nachgedunkelte Bildnisse verstorbener Protektoren und Freunde des Klosters hingen.

„Nehmt Euch jetzt in Acht,“ mahnte der Mönch, der nach Oeffnung einer kleinen Thür eine steile Wendeltreppe hinabstieg. Sie gelangten in einen weiten, niedrigen Saal. Der flackernde Laternenschein irrte den schneller Vorwärtseilenden auf den kühlen, steinernen Boden voran und zeigte ihnen den Weg zu einer Kapelle.

Alle drei knieeten nieder und verrichteten ihr Gebet.

Zu beiden Seiten des Altars mündeten schmale Korridore, aus denen athembeengende Moderluft den Eintretenden entgegenwehte.

„Wir sind jetzt im Todtenreich,“ sagte der Mönch. „Unter uns liegen die Gebeine vieler Vornehmen und

Reichen. Wohin wir blicken, rechts, links, über uns, unter uns Barone, Grafen und Fürsten."

Bis hinauf an die Decke standen die schwarzen Särge, symmetrisch über einander geschichtet. Da lagen Tausende stumm und friedlich nebeneinander, die sich vielleicht einst im Leben in heißem Kampf gegenüberstanden!

Scheu drückte Lucia sich an Tommasia, als sie nun zwischen den Särgen weiterschritten. Hin und wieder huschte eine Ratte über den Weg und, geblendet von dem ungewohnten Licht, flatterten kreisende Fledermäuse über den Köpfen der drei Wanderer.

Als sie das Ende des unheimlichen Ganges erreichten, blieb Fra Blasius stehen und machte die Folgenden darauf aufmerksam, daß es noch weiter in die Tiefe ginge.

„Nehmt Euch in Acht, die Stufen sind feucht und schlüpfrig."

Er hob das Gewand und stieg hinab.

Die Frauen folgten ihm auf der Ferse. Eine eisige, seltsam penetrante Luft erfüllte den Raum. Ein Schauer überlief Lucia.

„Tommasia," flüsterte sie, „wollen wir nicht lieber umkehren?"

Die Alte schien nicht zu hören. Sich mit den Händen an den rauhen Mauern haltend, stieg sie die feuchten, vom Alter ausgezahnten und zerbröckelnden Stufen hinab.

Der Mönch trat seitwärts in einen mannshohen Raum und stellte die Laterne auf einen in der Mitte befindlichen steinernen Tisch.

„Dies ist die Todtenkammer."

Die Frauen sahen sich um. Tommasia mit seltsamer Spannung in Blick und Geberde, Lucia mit gegen Widerwillen kämpfender Neugier.

Schwarz erschien Alles um sie her. Die Wände, die Decke, der nasse, schlüpfrige Boden, Alles war schwarzgefärbt und glitzerte, wie mit Thautropfen gesprengt.

Lucia sah auf die an den Wänden entlang aufgestellten Lattenbänken.

„Dies sind die Bretter," beantwortete Fra Blasius die stumme Frage, „auf denen die entkleideten Leichname gelegt werden und so lange liegen bleiben, bis wir sie auf unserer Terrasse der Luft aussetzen können, und sind sie von der Sonne genügend getrocknet und gebleicht, dann werden die Skelette wieder heruntergebracht, in die Särge gelegt, in der Kapelle eingesegnet und zur letzten Ruhe aufgebahrt, wie die Anderen, die Ihr schon gesehen habt."

„Was ist das für ein Plätschern?" fragte Lucia sich umsehend.

Der Mönch leuchtete unter die Bretterbänke, unter denen ringsherum in einer gemauerten Rinne helles, klares Wasser rieselte.

„Das dient zum Anfeuchten der Leichname, damit sie schneller verwesen und das Fleisch herabfällt."

Das junge Mädchen erblaßte und wendete sich ab. Tommasia hatte kein Wort verloren. Ihre Züge nahmen einen Ausdruck der Angst an, der dem Mönch auffiel.

„Was ist Euch?" fragte er.

„Und — hier werden nur Vornehme hergebracht?" Ihre Stimme zitterte.

„Vornehme und Geringe."

„Auch Arme?“

„Zu medizinischen Präparaten und Studien. Ja wohl. Aber das sind nur Selbstmörder oder Unbekannte, die wahrscheinlich durch Selbstmord oder Verbrechen geendet haben.“

„Unbekannte . . .“ murmelte Tommasia und wie hilfesuchend irrte ihr Blick umher.

„Hat Donna Maria nicht vor einigen Jahren auch —?“

„Einen unbekannten jungen Todten durch ihre Knechte herbringen lassen? Ja. Er —“

Ein Freudenschrei unterbrach den Sprechenden. Er blickte erstaunt auf Tommasia, die seinen Arm fest umklammert hielt.

„Wann, wann war das?“

„Donna Tommasia . . .“

„O, sprecht! Seht Ihr nicht meine Angst? Wann war das? O, so antwortet doch! Es liegt mir viel daran. Ich muß es wissen. Sprecht! Redet!“

Sie bestürmte den Mönch mit ihren Bitten. Lucia, die den Zusammenhang errathen, klärte in fliegenden Worten Fra Blasius auf.

„Ihr Sohn, Crispino? Und Eure Schwägerin —?“

„Sie haßte mich, da gegen Ihren Willen ihr Bruder mich, eine arme Weise, die kaum einen Rock am Leibe und kein Obdach hatte, heirathete. Sie schwur mir Rache und sie hat ihren Schwur gehalten . . . .“ stammelte Tommasia, vor Erregung kaum die Worte findend. „Zu spät kam mir der Gedanke, sie habe mein Kind gestohlen . . . und diese Nacht . . . mir wars, als träume ich . . . sagte

mir eine Stimme, hier, hier solle ich ich meinen Crispino finden."

„Gemach, gemach," beruhigte der Mönch die Aufgeregte. „Donna Maria ließ mir damals sagen, der junge Mensch sei unweit ihrer Schenke auf offenem Felde aufgefunden worden und Niemand wisse, wer er sei . . ."

„Lüge, Lüge!" rief Tommasia. „Er ist es — er war es, — wann, wann brachten sie ihn?"

„Ihr wißt, Donna Tommasia, daß Schweigen unser Gebot ist. Die Armen und Elenden, die hierher gebracht werden, sind sicher vor jeder Nachforschung, die ihre Seelenruhe stören könnte."

„Das gilt nicht für mich. Ich suche meinen todten Sohn, ich, die Mutter, habe das Recht, habe die heilige Pflicht —"

„Habt doch Erbarmen mit ihrer Angst," bat Lucia.

Halb noch unschlüssig, halb den vereinten Bitten nachgebend, schritt der Mönch in einen benachbarten Raum, in welchem, ähnlich wie in den oberen Korridoren, an den Wänden Särge übereinander geschichtet standen.

„Ihr habt ihn gesehen . . ." fuhr Tommasia in fieberhafter Aufregung fort. „Ich will ihn Euch beschreiben, damit Ihr keine Zweifel mehr habt. Ein großer, schlanker Jüngling mit langem, lockigem Haar, auf der Stirn kurz geschnitten, mit blauen Augen, ein glattes Gesicht, wie ein Mädchen, wie die Madonna so schön . . ."

Fra Blasius nickte.

„O, seht, seht, ich finde ihn!" schluchzte Tommasia, „ich finde ihn . . ."

Fra Blasius deutete auf einen langen, schmalen Sarg und beleuchtete ein am Griff befestigtes Täfelchen.

„Leset!“

„Am 21. Juli 1860,“ las Lucia statt Tommasia, der es vor den Augen schwamm.

„Jesus Christus sei gelobt, ich hab' ihn wieder ....“ stöhnte die Wahrsagerin und in den Kniee sinkend, drückte sie mit Inbrunst das Gesicht an das schwarze Holz des Sarges, während ein konvulsivisches Zittern ihren Körper durchflog.

Schweigend standen Lucia und Fra Blasius daneben. In des jungen Mädchens Augen perlten heiße Thränen und auch das braune, gutmüthige Gesicht des Mönches zuckte in stiller Rührung.

„Jetzt kommt, Donna Tommasia,“ sagte er nach einer langen, langen Weile. „Man wird mich oben vermissen.“

„Ja, ja, ich komme.“

Von Lucia unterstützt, erhob sich die Alte. Noch einmal heftete sie einen langen Blick auf den Sarg und folgte dem voranleuchtenden Mönch.

Sie legten denselben Weg zurück, den sie gekommen. Doch mit erhobenem Kopf und mit vor innerer Freudigkeit strahlendem Gesicht ging Tommasia einher. Sie drückte dem Mönch fast krampfhaft die Hand beim Abschied.

„Ich darf ihn wiedersehen?

„Wann Ihr wollt.“

Als beide Frauen wieder in die frische, freie Abendluft hinaustraten, hob Tommasia die gefalteten Hände hoch zum sternenbesäeten Himmel empor und sagte laut: „Dank, Dank!“

Und Lucia's Arme fassend, fügte sie hinzu, das junge Mädchen groß anblickend:

„Jetzt bin ich wieder frei.“

„Was meint Ihr?“

„Höre. Das Weib, die Schwester meines Mannes, die reiche Schenkin vor der Porta St. Giuseppe, gestand mir höhnisch, rachedürstend, sie wisse, wo mein todter Sohn geblieben sei. Mit fünfhundert Skudi solle ich mir das Geheimniß erkaufen.“

„Schändlich,“ murmelte das Mädchen.

„Fünfhundert Skudi! ha ha ha! Wo sollt' ich die hernehmen! — Ich wurde zur Hexe, beschwatzte das Volk um ihre Soldi und sparte einen Centesimo zum anderen. Ich wurde geizig und gönnte mir kaum den Bissen Brod. Ich lud Schande und Spott auf mich und lernte den Menschenhaß. Mein Morgen- und Abendgebet war, daß ich mein Geld zählte. Hundert Skudi — zweihundert — dreihundert — vierhundert — da lag ich vor einigen Wochen schwerkrank, und als ich wieder aufstand, spürte ich, daß mir die Kräfte fehlen würden, mein Gewerbe so lange fortzusetzen, bis ich die Summe voll habe. Da kam mir vorige Nacht der Gedanke — wie ein Blitz zuckte er mir durch das Gehirn — an die Todtenkammer des Kapuzinerklosters, von der ich einst als Kind sprechen hörte. So kam ich heute hierher. So hat alle Noth ein Ende. Nun kann ich ruhig sterben.“

In tiefe Gedanken versunken, setzten Beide ihren Weg fort und gelangten wieder in Tommasia's Behausung an.

Bei einer dürftigen Oellampe saßen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, jede von den eigenen Empfindungen befangen.

„Welchen Rath begehrtest Du heute von mir?“ sagte Tommasia plötzlich.

Wie aus einem Traum blickte Lucia auf. Ihre Züge verfinsterten sich.

„Es geht mir schlecht, Tommasia,“ antwortete sie. „Mit der Spitzenklöppelei verdiene ich Nichts mehr. Es sind Ihrer zu viele, die sich damit ernähren. Mir bleibt das Kloster oder —“

„Oder?“

„Giovanni, der Pächter der Schwefelminen bei Canicatti, will mich zur Frau.“

„So heirathe ihn.“

„Ich mag ihn nicht. Es ist ein roher Bursche.“

„In Neapel,“ begann Tommasia nach einigem Nachdenken, „ist an der Chiaya ein kleines Korallengeschäft zu verkaufen. Die Schwester des Besitzers sprach mir gestern davon. Ihr Bruder ist verschuldet und wäre froh, wenn ihm Jemand den Laden für vierhundert Skudi abnähme . . .“

Ueberrascht sah Lucia auf.

„Ihr wißt,“ sagte sie unsicher, „daß ich Nichts besitze.“

Tommasia lächelte.

Es war das erste Lächeln seit dem Tode ihres Sohnes. Sie stand auf, ging an eine Truhe und nahm einen Kasten heraus, dann suchte sie einige Beutel hervor, nahm den Kessel mit Kupfermünzen vom Heerd und schüttelte den gesammten Inhalt auf den Tisch.

„Vierhundert und fünfundzwanzig Skudi,“ sagte sie und schob das Geld Lucia hin. „Da, nimm!“

„Tommasia,“ stotterte das Mädchen verwirrt und tieferröthend, „wie meint Ihr das?“

„Crispino liebte Dich. Du bist meine Tochter. Nimm das Geld, reise morgen nach Neapel und werde glücklich.“

„Ich will lieber bei Euch bleiben,“ schluchzte Lucia, Tommasia's Hand ergreifend.

„Ich tauge für keinen Lebenden mehr. Morgen schließ' ich meine Thür. Der Gedanke an Crispino ist mir Gesellschaft genug. Nimm, sag ich. Morgen kannst Du mir Lebewohl sagen. Bring' mir einen Strauß frischer Blumen mit.“

Ein Weiberkomplott.

Die folgende Begebenheit spielt in Palermo, etwa ein Jahr nach der auf Befehl Garibaldi's, des Befreiers Siziliens, erfolgten Schleifung des Hafenforts Castellamare, im Juni 1860.

Dem provisorischen Gefängnisse in der schmalen via Capua gerade gegenüber, befand sich der Früchte- und Gemüsekram der Donna Rosalia, eines drallen, munteren Weibes aus dem Volk. Rechts vom Eingang ihres Kellers standen hochaufgestapelt Körbe voll herrlichen Gemüses, darunter die Lieblingsnäscherei der Sizilianer: Schweinsbohnen und die faustdicken Knollen des Finocchio; daneben prangten auf sauberen Tüchern die rothfleischigen, schwarzkernigen Scheiben der Wassermelone und die Früchte der wildwachsenden Kaktusbäume, die sogenannten „indischen Feigen". Rosalia verstand dies „Brod der Armen", diese aus ihren stachligen Hüllen herausgeschälten saftigen, weißen, grünen und rothen Früchte so appetitlich auf frischen Weinblättern pyramidenförmig aufzubauen, daß nicht nur Lazzaroni, Fischer und Dudelsackpfeifer stehen

blieben und für eine kleine Kupfermünze ein Dutzend dieser fichi d'India auf dem Fleck weg verzehrten, sondern auch manche noble Equipage vor Rosalia's Kram still hielt und deren Insassen sich en passant die im Munde zerfließenden Früchte schmecken ließen.

Heute aber herrschte eine lähmende Hitze in den sonnendurchstrahlten Gassen Palermos und der Verkehr stockte ganz. Auch bei Rosalia ging es stiller zu als sonst. Sie hatte vollauf Muße, auf dem großen Steinsitz neben Angioletta, ihrer blassen, jungen Freundin, Platz zu nehmen und dieselbe einmal nach Herzenslust über das sie bedrückende Geheimniß auszufragen.

„Und er war unschuldig verurtheilt?"

„Die Madonna war nicht schuldiger, als er!"

„Wie kamen sie denn auf den Einfall, daß er ein Spion sei?"

„Weiß der Himmel!"

Rosalia rückte ungeduldig hin und her. „So red' doch ein Wort. Du weißt, mir kannst Du vertrauen. Hab' ich es schon einer menschlichen Seele verrathen, daß da drüben der arme Junge sitzt und Du deshalb immer wie ein Marmorbild so steif und blaß nach dem vergitterten Fenster schaust? Weiß es irgend Einer? Wie? Was? Kein Mensch weiß was."

„Damals," begann Angioletta nach einer kurzen Pause, „als Garibaldi —"

„Den Gott schützen möge!"

„Gewiß. Ich habe Nichts gegen ihn, aber als seinetwegen all' das Unglück über Beppo kam ... als Garibaldi damals in Palermo einzog —"

„Jesus! ich weiß es noch wie heut . . . war das ein Jubel und Trubel! Alles schrie und jauchzte wie verrückt vor Freude!“ rief die lebhafte Frau mit blitzenden Augen.

„Und schrie und jauchzte Beppo etwa minder?“ fragte die Blasse vorwurfsvoll.

„Ei nun . . . er . . . .“

„Warum nicht er? Ihr meint, weil er bei Re Bomba angestellt war?“

„Freilich. Weß' Brod ich esse, deß' Lied ich singe.“

„Aß er noch des Königs Brod? War der Bourbone nicht längst fortgejagt? Meinetwegen hätte er bleiben können. Mein armer Beppo hatte es gut bei ihm.“

„Ei, der Tausend ja: Der Junge hatte sich als königlicher Reitknecht gut herausstaffirt. Wie stattlich sah er aus in seinem Reitkleid und den gespornten Stiefeln! Wie angegossen saß ihm das Zeug am Leibe.“

„Und wenn er dem Wagen des Königs voranritt und die Hufschläge schon von Weitem ertönten, wie eilte Alles an die Thüren und Fenster! Das schönste Pferd bekam auch immer er und wenn er sich mal zu weit von des Königs Wagen entfernt hatte und im vollen Galopp zurückkehrte und mit fliegenden Locken und funkelnden Augen vor den Augen des Königs und der Damen sein Pferd steigen und tanzen ließ . . . ein Cirkusreiter hätte es nicht schöner machen können.“

„Ja, ja, es war ein prächtiger Bursche.“

„Der König liebte ihn,“ sagte Angioletta stolz.

„Die Königin auch . . . .“

„Die Königin —?“

„Wie man sagt.“

„Man sagt!“ fuhr Angioletta heftig auf. „Da haben wir's! Man sagt! Was hat man Alles von der Königin gesagt! Sie wäre ein Mannweib, das ihrem Gemahl den Stuhl vor die Thür setze, eine Amazone, die in Männerkleidung zur Nachtzeit in den Straßen umherschweife, eine Hexe, in Zauberkünsten bewandert; ich weiß nur, daß Königin Maria eine Heldin war, die in den Tagen des Unglücks die Männer durch ihren Muth und ihre Todesverachtung beschämte. Aber „man sagt . . .“ das ist das Schwert der Verleumdung. „Man sagt . . .“ damit ist manch' ehrlicher Mensch zu Grunde gerichtet, damit ist auch Beppo ins Gefängniß gekommen.“ Angioletta verbarg schluchzend das Gesicht in den Händen.

„Armes Ding . . .“ murmelte Rosalia, auf die abgehärmte Gestalt des einst blühend schönen Mädchens niederblickend.

„Ach, Rosalia! Wenn Ihr wüßtet . . .“

„Still. Man kommt.“ Rosalia erhob sich eilfertig.

„Un soldo, signore, un soldo le uva!“

Angioletta starrte wieder, in düsteres Sinnen verloren, nach dem kleinen, vergitterten Fenster, das bis zur Hälfte über dem Fußsteig drüben im Gefängnisse sichtbar war. Seit einem Jahre schon stellte sie sich täglich bei Rosalia ein, um auf diesem Steinsitz über das Schicksal ihres Geliebten zu grübeln, der da drüben hinter den Gitterstäben in seinem unterirdischen Gefängniß nach Licht und Luft schmachtete. Lange hatte sie ihr Geheimniß bewahrt, doch als Rosalia einst sie aufs Gewissen fragte, warum sie denn immer da hinüberstarre, da hatte sie

ihr gestanden, Beppo säße drüben hinter jener Mauer und sein früherer Mitgefangener, der anfänglich die Zelle mit ihm theilte, habe ihr nach seiner Freilassung erzählt, daß, um sich zu überzeugen, in welchem Theil des umfangreichen Gebäudes sie sich befänden, Einer auf des Anderen Schultern gestiegen sei, um durch das ihnen sonst unerreichbare Fenster zu schauen. Gerade gegenüber hatten sie den Gemüsekram der Donna Rosalia, den Eingang zum Keller und den breiten Steinsitz daneben erblickt.

Seitdem saß Angioletta hier Tag für Tag.

Welche abenteuerlichen Gedanken waren ihr seitdem durch den Sinn gegangen! Welche tollkühnen Pläne!

Sie hätte manchmal aufschreien mögen in ohnmächtiger Verzweiflung.

Nur wenige Schritte von dem Geliebten entfernt, und keine Möglichkeit, ihm das kleinste Zeichen ihrer Nähe zu geben!

Sich vorstellen zu müssen, wie er dort in trüber, dumpfer Gefängnißluft nach Freiheit seufzte, vor Sehnsucht nach eines freundlichen Menschen Zuspruch verging und kein Laut durfte ihm künden, daß sie, sein Mädchen so nahe bei ihm weilte!

„Es ist um wahnsinnig zu werden," murmelte sie und rieb sich die Stirn.

Seine Befreiung war ihr einziger Gedanke.

Zwei Schildwachen standen an den Flanken des Gebäudes postirt. Ihr einförmiges Auf- und Abgehen erfolgte mit mathematischer Regelmäßigkeit. Verschwand der eine Soldat links hinter der Ecke, erschien rechts der Andere. Es gab kein Mittel, ihre Aufmerksamkeit von

der Front des Gefängnisses abzulenken. Ja, Angioletta mußte darauf bedacht sein, weder durch ihr tägliches Erscheinen an diesem Platz, noch durch ihr häufiges Hinüberblicken irgend einen Verdacht zu erregen.

Doch war sie sicher. Die Soldaten, die häufig abgelöst wurden, verrichteten ihren Dienst nur mit mechanischer Stumpfheit und dachten wahrscheinlich im Stillen, daß sie hier recht überflüssiger Weise auf- und abmarschirten.

Es wurde Abend.

Eine frische Brise wehte von der nahen Marina herüber und zog mit erquickendem Hauch durch die dunstigen Straßen. Allmählich öffneten sich die grünen Jalousien vor den Fenstern und Balkonthüren, die Leinwanddächer wurden emporgezogen und die vor des Tages schwüler Hitze in die innersten Gemächer geflüchteten Bewohner traten langsam aus ihrer Abgeschiedenheit hervor. Verschlafene Gesichter spähten prüfend nach dem Meere hin, an dessen Horizont die dunkelglühende Sonne in voller südlicher Farbenpracht majestätisch verschwand. Die ersten Zeichen neu beginnender Geselligkeit und regeren geschäftlichen Verkehrs zeigten sich auf den Gassen; von Wagen und Reitern wiederhallte von Neuem das Pflaster, die Läden füllten sich mit Kunden, die Zeitungsverkäufer, die Fischhändler, Kastanienmänner, Dudelsackpfeifer, Lumpensammler und Blumenmädchen ließen ihre Lockrufe wieder zu dem gewohnten Stimmenchaos ertönen und in den Kaffees rannten die Kellner geschäftig umher.

Rosalia mußte nun fleißiger an ihren Posten und ihre Melonenscheiben und indischen Feigen nahmen ein

schnelles Ende. Sie stieg wiederholt in den Keller, um frische Waare heraufzuholen. Somit entging es ihr, daß Angioletta seit einiger Zeit mit einem ganz seltsamen Ausdruck nach drüben sah.

Die Dirne rieb sich die Augen.

Dann sah sie wieder hin, fast scheu, zaghaft . . .

Und wieder rieb sie sich die Augen, heftiger als vorhin.

Was war das?

Träumte sie?

Nein.

Am kleinen Fenster rührte sich etwas. Fast schien es, als bewegten sich die Gitterstäbe. Doch Angioletta sagte sich, dies sei unmöglich. Es mußte ein Blendwerk ihrer aufgeregten Sinne sein . . . .

Ihr war nicht wohl. Sie fieberte. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn, ihre Hände wurden eiskalt. Sie starrte nach dem Fenster, so unverwandt, daß bald Alles vor ihren angestrengten Augen durcheinanderfloß. Sie stand auf und ging einige Schritte, um sich zu beruhigen. Wenn sie hinüberging, um sich zu überzeugen? Doch nein. Es konnte bemerkt werden, man würde untersuchen . . . entdecken . . .

Was entdecken?

Sollte . . .

Sie setzte sich wieder, so zitterten ihr die Füße bei dem Gedanken, Beppo könne einen Fluchtversuch wagen.

Es war ein Wahnsinn, es nur zu denken!

Konnte er durch die Mauer brechen? Auf offener Straße? An einer Stelle, die allen Blicken ausgesetzt war? Wenige Schritte von den Soldaten entfernt.

Nein, nein, es war einfach unmöglich.

Dennoch sah sie wieder hinüber.

An der Einfassung des Fensters bröckelte Kalk und Sand herab ...

„Buona sera!“

Mechanisch erwiderte sie den Gruß des Vorübergehenden. Es war der Laternenanzünder. Angioletta athmete auf, da die Laternen nicht nahe genug standen, um die verfängliche Stelle heller zu beleuchten.

Kaum war der Mann vorüber, als am Fenster das Mauerwerk wieder Leben zu gewinnen schien. Nach einigen Minuten kamen Leute vorbei und drüben regte sich Nichts. Kaum verhallten aber die Schritte der Passanten, so begann das Herabbröckeln von Sand und Schutt von Neuem. Das wiederholte sich mehreremal. Kam Jemand vorbei, blieb Alles ruhig. War er vorüber, rührte es sich da drüben.

Es war klar, am kleinen Gefängnißfenster wurde von Innen an den Steinen und den Eisenstäben gerüttelt.

Angioletta sprang auf einmal, wie von der Tarantel gestochen auf, und stürzte die Stufen zum Keller hinab. Rosalia ließ vor Schreck über des Mädchens plötzlichem Erscheinen fast den Korb mit Trauben fallen, den sie in den Händen hielt.

„Himmel und alle Heiligen!“ murmelte Angioletta und stand fassungslos vor der Freundin, die sie erstaunt anblickte.

„Was ist Dir, Mädchen?“

„O, Rosalia!

„Was ist? Was giebt's?“

„Gott stehe uns Allen bei!!“ und inbrünstig hob Angioletta die gefalteten Hände zu den Lippen empor.

„Ist ein Unglück geschehen? Brennts irgendwo?“

„Nein —“

„Aber —?“

„Da — da drüben —“

„Nun?“

„O, mein Gott!“

„Jesus Maria! Das Mädel foltert Einen!“

Doch statt der Ungeduldigen Rede zu stehen, stockte Angioletta mitten im angefangenen Satz und senkte, die Farbe wechselnd, den Blick.

War es räthlich, ihre Entdeckung einem Anderen mitzutheilen? Durfte sie das tollkühne Beginnen des Gefangenen einem Dritten anvertrauen?

Wie, wenn er verrathen wurde? Wenn der Unglückliche in noch tieferes Elend gerieth?

War sie, seine Braut, deren Herz mürbe ward von all' dem Mitleid für den Armen, war sie dann nicht seine Unheilbringerin? Sie! die ihr Leben für ihn hätte hingeben mögen!

Blitzschnell schossen diese Gedanken ihr durch den Kopf, Rosalia aber wurde ärgerlich.

„Zum Kukuk, wirst Du reden oder nicht! Da stürzt das Frauenzimmer wie eine Verrückte herein, steht dann wie eine Bildsäule da! — Du, Angioletta! Von Dir red' ich!“ Sie rüttelte das Mädchen an den Schultern.

Angioletta sah auf.

Das treuherzige Auge der Fruchtverkäuferin blickte sie offen an. Die Fassung kehrte der Bangenden wieder.

„Komme, was da wolle," flüsterte sie vor sich hin, „ich will es Dir sagen. Vielleicht können wir helfen."

Helfen! Das war Etwas für Rosalia, die für ihr Leben gern überall mit eingriff und in ihrer derben Art schon Manches eingerenkt, was aus dem Geleise gekommen war und bei sämmtlichen Ehe- und Liebesleuten der Gasse als mund- und handfeste Friedensvermittlerin bei allen Auseinandersetzungen der Parteien in großem Ansehen stand.

„Helfen? Wo? Wem? Wann?"

Noch einen Augenblick stockte Angioletta, dann sagte sie entschlossen:

„Dem . . . da drüben."

Sie wies mit dem Daumen kaum merklich nach dem bewußten Fenster.

„Herr des Himmels!" kreischte Rosalia auf —

„Still."

„Beppo?"

„Ja!"

„Was?"

„Will —"

„Entfliehen —?"

„Ich glaube."

„Bravo!" Und sie schleuderte den Korb in eine Ecke und klatschte in die Hände, daß es nur so knallte. „Bravo! Bravo!"

„Still doch!"

„Ei, per bacco —"

„Was thun wir?"

„Dumme Frage! Wir stehen ihm bei!" Lustig lachend krempelte sich Rosalia die Aermel auf, als gälte

es, das ganze Gefängniß da drüben, wie einen Melonenständer wegzuräumen.

„Was lacht Ihr?“ zürnte Angioletta. „Was wollt Ihr? Sollen es alle Leute erfahren? Und guckt doch nicht so hin! Soll Jeder gleich wissen? Wollt Ihr ihn verderben? Ach, hätt' ich doch lieber Nichts gesagt!“ Sie war dem Weinen nahe.

„Nu, nu —“ beruhigte sie Rosalia.

„Das muß überlegt werden!“

„Ei, ja! ja! Das muß überlegt werden...“ Rosalia fuhr sich durch die Haare, daß ihre Haube, die ohnehin die Gewohnheit hatte, haltlos hin- und herzuschweben, das Gleichgewicht verlor und rücklings zu Boden fiel. Während Rosalia sie aufhob und wieder auf dem Kopf zurechtsetzte, überlegte sie.

„Man muß ihm helfen. Das versteht sich. Das ist ja Christenpflicht. Armer Junge. Und so ein schöner Bursch dazu! Hm. Durchbrechen will er? Diavoletto der!“ Sie lachte hell auf. „Kourage hat er! Das muß man sagen!“

„Wahnsinnig ist er ...“ stammelte Angioletta. Jetzt am hellen lichten Nachmittag ... noch vor Ave Maria ... ja, wenn es Nachtzeit wäre ...“

„Ob er weiß, wann Tag und Nacht ist? Es mag düster genug in seinem Kerkerloch da unten aussehen und eine Uhr wird er wohl nicht haben.“ Rosalie ging auf einmal mit großen Schritten auf und ab und kraute sich in den schwarzen Haaren. Von Zeit zu Zeit blieb sie dann wieder stehen. „Jesus, Jesus, wie kann man ihm denn beispringen? Es wäre doch des Teufels, wenn man

den armen Kerl in Stich ließ. Hm, Hm, wie soll man nur —?"

„Seht, seht," flüsterte Angioletta und drückte sich in ihrer Aufregung krampfhaft an Rosalia. „Der Schutt fällt immer stärker herab. Gott! wenn es nicht bald dunkel wird, dann müssen es die Schildwachen endlich bemerken. Oder wenn irgend ein Vorübergehender, der zufällig da hinblickt, — oder wenn die Leute aus den Häusern gegenüber —"

„Pah? Die haben ja Alle noch die Fenster dicht verhangen und schlafen — aber freilich, bald werden sie aufstehen und die Läden, ei, der Tausend, ja! Dann Gnade ihm, wenn's irgend Einem einfällt, da herüberzuschauen . . ."

Angioletta stürzte auf die Knie und hob die Hände.

„O, Dio, Dio! hilf denken! hilf überlegen!"

„Ei, ei, wie das bröckelt . . . ja, ja, die Stelle muß verdeckt werden . . ."

„Ihr Heiligen steht uns bei! Ihr Heiligen hört mich! Ich war immer fromm, nun zeigt auch, daß Ihr Mitleid habt, mit einen armen Menschenkinde!"

„Teufel, wie der Sand herunterfällt! Seht eine Unvernunft von dem Burschen! Die Schildwachen! Die Schildwachen müssen beschäftigt werden . . ."

„Madonna, Mutter Gottes, heilige Jungfrau, Allerreinste! Gnadenreichste! Madonna, du meine letzte Zuflucht, verlaß mich nicht! Hilf! Erleuchte uns —"

„Ich hab's," rief Rosalia und ihr Gesicht erglänzte in heller Freude.

„O, Madonna — Dank!" murmelte Angioletta und

erhob sich. „Nun, sagt, Rosalia, was hat Euch die Mutter Gottes eingegeben?“

„Sagen? Das würde mir zu lange dauern. Und wir haben keine Zeit zu verlieren! Rasch! rasch! Das heißt, Du bleibst hier, wenn Einer kommt, aber mach' ein lustiges Gesicht, damit Keiner Etwas merkt, sonst verdirbst Du uns den ganzen Spaß. Ich laufe!“ Und sie lief. Wohin, ahnte Angioletta nicht. Mit Zittern und Zagen blieb sie zurück. Was hatte Jene vor? Was konnte, was durfte geschehen?

Kaum waren einige Minuten vergangen, da kehrte Rosalia durch die Hinterthüre, die nach dem Hofe führte, mit einigen Nachbarinnen in ihren Keller zurück. Sie unterrichtete die Neugierigen von der gemachten Entdeckung und erklärte mit einer Energie, die keinen Widerspruch zuließ, daß Dem „da drüben“, dem armen, hübschen und obendrein unschuldigen Picciotto geholfen werden müsse.

Die Weiber, welche als echte Sizilianerinnen den Soldaten des Re Galantuomo die Verwundung ihres vergötterten Garibaldi bei Aspromonte nicht verzeihen konnten und die gern den ihnen an Sprache und Wesen so sehr verschiedenen „Piemontesi“ einen Schabernack spielten, gaben einstimmig ihre Befriedigung über Rosalia's Worte zu erkennen.

Schnell wurde ein Feldzugsplan entworfen.

Zwei der jüngeren Weiber sollten die beiden Schildwachen in ein Gespräch verwickeln, zwei andere sich wie zufällig auf der Straße gerade vor dem bewußten Fenster begegnen, sich begrüßen und sich Allerlei zu erzählen haben.

Bald darauf sollten ebenfalls ganz zufällig, noch einige Bekannte von beiden Seiten der Straße herunterkommen, bei den guten Freundinnen stehen bleiben und sich an deren Unterhaltung betheiligen. Unter dem immer lauter werdenden Gelächter und den Spötteleien und Neckereien der Uebrigen mußte dann Eine von ihnen die Beleidigte spielen, ein mörderliches Schimpfen beginnen, in welches die Anderen im Chor miteinstimmen sollten. Indessen konnte Angioletta hinter dem Rücken der Weiber sich an das Fenster begeben und dem Gefangenen ein Zeichen zukommen lassen, während Rosalia, scheinbar in aller Harmlosigkeit von ihrem Steinsitz aus dem Weibergezänk auf der Straße zuhörte und Wache hielt, um schnell eine etwaige nahende Gefahr zu melden oder nöthigenfalls als Helferin beizuspringen, wenn die Sache kritisch werden solle.

„Inzwischen überlege ich mir dann, was weiter geschehen soll, wenn wir etwa den Vogel herauskriegen. Ha, ha, ha! Vorläufig, paßt auf! machen wir es so: Nina und Du, Franzeska, Ihr niedlichen Fratzen, Ihr geht zu den Soldaten. Macht Eure Sache gut, daß die Braven nur für Euch Augen haben. Concetta, Du bist pfiffig, und —“ Rosalia sah sich im Kreise um, welche wohl zur Hauptrolle der Beleidigten und das Schimpftournier Eröffnenden am befähigsten schien. Ihr Blick fiel auf ein großes starkes Mädchen, ein wahres Mannweib, mit eckigen, aber gutmüthigen Zügen. „Du, Crucifissa, Du hast das Mundwerk und, im Nothfall, auch die Fäuste auf dem rechten Fleck. Du spielst die Uebelnehmerische, den Satan!“

„Sta bene, sta bene!“ lachte Crucifissa, daß ihre weißen Zähne blitzten. „Ich lasse mir Nichts gefallen. Mir soll Einer was nachsagen! Wehe Dem, der mir zu Nahe kommt!“ Und sie hob drohend die geballten Fäuste.

„So ist es recht, und sollte man Dich wegführen wollen — Du bist stark — Du verstehst mich ..“

„Ich weiche nicht vom Fleck! Da müssen sie erst Sukkurs holen!“

„Gut. Also seid Ihr einig?“

„Wir sind's! erscholl es im Chor.

„Dann schnell an's Werk!“

Gesagt, gethan.

Die Weiber schlichen behutsam und unauffällig von dannen.

Die Rollen waren vertheilt, die Stichworte gegeben, Alles verfügte sich auf seine Plätze.

Während Angioletta mit fieberhafter Spannung den Anfang der Komödie beobachtete, jeden Augenblick gewärtig, Alles scheitern zu sehen, thronte Rosalia in scheinbarer Gemüthsruhe neben ihrem Fruchtkram und wies die Vorübergehenden auf die Melonen, Trauben und den herrlichen Finocchio hin.

„Un Soldo, Signore, un soldo i meloni!“

Oder wenn ein Fräulein vorüberspazierte:

O, la bella, Carina! non vuole comprare delle uva?“

Drüben aber am Gefängniß begegneten sich zwei Frauen. Man schrie förmlich auf vor Vergnügen sich einmal wiederzusehen.

„Jesus, wo steckt ihr denn?“

„Und Ihr? Was war denn aus Euch geworden?"

„Ich? Ei, ich war lange krank ... und Ihr?"

„Ja, wißt Ihr denn nicht?"

„Was denn?"

„Ei! der Stiefbruder von meinem Schwager, wißt Ihr, der reiche Korallenfischer —"

„Ist ertrunken?"

„Gott behüte! Er hat eine Erbschaft gemacht —"

„Das ist gescheit —"

„Und Tags darauf hat er den ganzen Krempel den Patres der Annunziata verschrieben durch's Gericht."

„O, wie dumm!"

„Ha, was sage ich? dumm!"

„Zu dumm!"

„Konnte er mir's lieber schenken!"

„Freilich! Aber wißt Ihr auch von dem lahmen Girolamo —?"

„Was ist mit dem?"

„Dem sein Onkel ..."

„Der Alte lebt noch?"

„Ei, lebt! Er heirathet noch."

„I, was Ihr sagt! Wen heirathet denn der?"

Man plauderte. Einige „zufällig" vorübergehende Bekanntinnen des mit lebhaftem Geberdenspiel sich unterhaltenden Paares gesellten sich dazu und hörten die wunderliche Heirathsgeschichte des alten Onkels des reichen Korallenfischers mit an. Unvorsichtigerweise kam es der Einen in den Sinn, der, wegen ihres sehr beweglichen Mundwerks und ihrer wohlausgebildeten Körperkraft gefürchteten Crucifissa zu sagen, sie bekäme nimmer einen Mann.

„Oho!" rief Crucifissa herausfordernd. „Ich brauch' nur die Händ' auszustrecken und an jedem Finger hängen Zwei!"

„Wer's glaubt!"

„Hat Dich doch der Prospero und der Guglielmo sitzen lassen."

Man lachte, man klatschte in die Hände und neckte Crucifissa nach Herzenslust.

Die Riesin fing im Ernst sich zu ärgern an und je bärbeißiger sie sich wehrte, desto toller trieben es die Anderen.

Indessen kauerte Angioletta, hinter den Weibern verborgen, an dem Fenster. Es war geöffnet. Sie preßte das Gesicht an die Stäbe.

„Beppo!"

Kein Laut. Keine Antwort.

„Beppo! Ich bin's, Angioletta . . ."

Ein dumpfer Freudenschrei ertönte von innen. Gleich darauf erschien Beppo's abgemagertes Gesicht hinter den Stäben. Angioletta erklärte ihm mit fliegender Brust ihr Hiersein, ihre Pläne. Des Burschen schwarze Augen funkelten vor Erregung.

„Ihr Alle wollt mir beistehen?"

„Dazu sind wir hier."

„Und ihr meint es wirklich gut und ehrlich?"

Angioletta rang die Hände. „Warum verlierst Du Zeit mit den Fragen! Sage, ob Rettung möglich ist, was wir thun sollen, ob Du Dich befreien kannst!"

„Ich kann es. Die Mauer ist durchgebrochen . . . die Arbeit eines Jahres . . . Nur wenige Steine noch und ich kann in's Freie. Vorher müssen noch die Stäbe fort."

Angioletta reichte ihm eine Feile. Er jauchzte in wilder Freude auf und bedeckte die Feile mit seinen Küssen.

„Dann los," murmelte er, „und Gott möge es Dir lohnen, Mädchen." Er machte sich an's Werk. „Ha! wie das geht! Und ich quäle mich seit einem Jahre mit meinen zehn Fingern und einem stumpfen Stück Messer ab! Das waren meine Werkzeuge . . . . Angioletta! Mädchen, wenn es nicht umsonst gewesen sein sollte?"

„Es wird nicht umsonst gewesen sein," wiederholte sie, während sie am Boden kauerte und mit Leibeskräften Mauer und Stäbe mit einem schweren Hammer bearbeitete und gleichzeitig auf das Gebahren ihrer Helfershelferinnen achtete, ob auch der Lärm das Geräusch des Hämmerns und Feilens übertönte. Ihr schien auf einmal das ganze Unternehmen wie eine wahnwitzige Vermessenheit. Wie lange konnten die Weiber die Komödie fortsetzen? Wenn ein Polizist daherkam und sie auseinander trieb? Oder wenn die Schildwachen sich näherten, oder aus einem Fenster der gegenüberliegenden Häuser ihr Vorhaben beobachtet wurde?

„Sputet Euch!" — flüsterte plötzlich Rosalia's Stimme an ihr Ohr. „Die Mädchen sind von den Schildwachen fortgeschickt worden und die Kerle nehmen ihre Promenade wieder auf."

Der Angstschweiß perlte auf Angioletta's Stirn. Immer schneller und schneller folgten die Hammerschläge aufeinander. Sie achtete nicht mehr darauf, daß man es hören könne. Hier galt keine Vorsicht mehr, sondern blinde, rasche That. Wahrscheinlich entdeckte man Alles. Die Schildwachen konnten jeden Augenblick die zankenden

Weiber auseinandertreiben, dann lag der Fluchtversuch offen am Tage und nicht nur daß man Beppo in ein noch dunkleres Loch werfen würde, wohin kein Tageslicht hineingelangte, auch sie selbst würde verhaftet und in's Gefängniß gespert werden.

„Gleichviel," sagte sich das willensstarke Mädchen, „dann gehen wir Beide eben zu Grunde, wie schon tausend Andere zu Grunde gegangen sind. Besser so, als ich könnte mir einst sagen, ich hätte nicht das Menschenmögliche zu seiner Rettung versucht."

Und mit einer unerwartet sich einstellenden vollkommenen Gemüthsruhe drehte sie sich um und sagte laut zu den ihr zunächststehenden Frauen, hinter denen sie versteckt war: „Ihr müßt es ärger treiben. Menschen müssen sich ansammeln. Mag es ein Volksauflauf werden, aber Ihr weicht nicht vom Platze, komme was da wolle."

Und ohne sich weiter um das Folgende zu kümmern, schwang sie den Hammer und unter seinen dumpfen, festen Schlägen fiel das Mauerwerk Stück für Stück. Sie hielt von Zeit zu Zeit nur an, um den aufwirbelnden Staub aus den Augen zu wischen. Die Weiber ihrerseits hielten sich tapfer. Sie hatten einen großartigen Streit in Scene gesetzt und zankten und schrieen und schimpften, das man es weithin hören könnte. Ein dichter Kreis Umstehender betheiligte sich mit neugierigen Fragen und spöttischen Zurufen an dem allgemeinen Brouhaha.

Beppo von innen und Angioletta von außen, mühten sich immer heftiger, die Mauersteine zu lockern und immer wüthender zankten sich die Weiber. Crucifissa und Concetta lagen sich in den Haaren und schienen sich nach allen

Regeln der Kunst weidlich durchzuprügeln. Der Tumult wuchs. Bereits hatten einige friedliebende Zuschauer, denen der Lärm doch zu arg wurde, nach der Polizei geschickt. Doch die endlich erscheinenden, anfänglich sich ziemlich passiv verhaltenden Männer der öffentlichen Ordnung vermochten nicht wirksam genug einzuschreiten. Ihre Aufforderung auseinander zu gehen und die Straße zu räumen, verhallte unerhört. Wie eine Mauer stand die Gruppe der Weiber und wich und wankte nicht vom Fleck. Selbst die humoristische Bitte eines Polizeiwachtmeisters: ihre Angelegenheit auf dem nahen Sandplatz auszutragen, der ja zu dergleichen lauten und unruhigen Auseinandersetzungen ungleich bequemer sei, verfehlte diesmal die bereits öfter erzielte Wirkung. Ja, die Spottreden kehrten sich jetzt gegen die Polizisten selbst, die sich zum Rückzug genöthigt sahen, um Verstärkung herbeizuholen.

Die Sache schien nicht unbedenklich. Die zankenden Weiber hatten an dem angesammelten Gesindel von müßigen Gaffern und Straßenjungen einen mächtigen Bundesgenossen, der vor einem offenen Kampf mit der mißliebigen Polizei keineswegs zurückscheute.

Angioletta's Kräfte drohten zu erlahmen. Ihr schwacher Arm war die anhaltende Führung des schweren Hammers nicht gewöhnt. Auf einmal stöhnte sie schmerzlich auf. Beppo sah die Geliebte angstvoll an.

„Es ist Nichts . . .“ murmelte sie beruhigend.

Das Blut rieselte ihr warm und feucht über die Finger. Sie verbiß den Schmerz in neuer Anstrengung. Ihre Nägel zersplitterten an den spitzen Steinen, doch sie ließ nicht nach. Sie stieß, rüttelte, kratzte und hämmerte

und betete dazwischen in kurzen Absätzen zur Jungfrau Maria und zu allen Heiligen.

Die Heiligen standen ihr bei.

Kleinere und größere Steine fielen aus der Mauer und bald wurde eine gähnende Oeffnung sichtbar. Der Anblick verlieh der Erschöpften neue Kräfte. Und da — Thränen des Dankes stürzten aus ihren Augen — da rührte sich auch ein mächtiger Quaderstein und fiel zu ihren Knieen nieder.

Beppo steckte den Kopf heraus. Ein heißer Kuß brannte ihm auf den Lippen.

„Jetzt: Muth, Muth! und Du bist frei!“

Und mit staubbedeckten, aber triumphirenden, frohlockenden Angesichtern setzen sie den Rest ihrer Kräfte daran, das letzte Hinderniß zu beseitigen.

„Heiliger Josef, mein Schutzpatron, hilf uns! hilf!“

Da — o unbeschreibliches Entzücken! Da kroch Beppo aus der Oeffnung heraus.

Er war frei.

Angioletta empfing den Geliebten in den Armen, doch schwer und regungslos sank er zu ihren Füßen nieder. Die Freude hatte ihn überwältigt. Er war ohnmächtig geworden.

Namenloser Schreck packte das Mädchen.

Sollte jetzt, im Augenblick des Gelingens, Alles, Alles verloren sein?

Da trat Rosalia heran.

Sie übersah die ganze gefährliche Lage und ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht. Sie schüttelte Angioletta, die mit starrem, verzweiflungsvollem Blick dastand.

„Faß' an!“

„Wie?“

„Faß' an, sag' ich,“ herrschte Jene.

Willenlos gehorchte Angioletta und faßte den Ohnmächtigen am Kopf, während Rosalie ihn bei den Füßen nahm. Beide drängten mit ihrer Bürde durch die Gruppe der Weiber, die getheilt zwischen Schreck, Staunen, Triumph und athemloser Spannung ihnen nachblickten.

„Platz da, Ihr Leute!“ rief Rosalia laut.

Alles sah nach ihr hin.

„Platz da, sag' ich. Macht Platz! Da ist Einer ohnmächtig geworden. Ist das auch ein Gedränge. . . . Puh! Mir verginge selber der Athem und Ihr werdet nicht sagen, daß ich schwindsüchtig sei . . .“

Alles lachte und machte bereitwillig Platz.

„Seid Ihr auch eine Bagage, Alle miteinander,“ raisonnirte Rosalia die Umstehenden an, die fast respektvoll zur Seite wichen. „Kaum liegen sich Zwei in den Haaren, da muß Alles herbeilaufen, hoi! hoi! als gäbe es Wunder was zu sehen! Den armen Kerl hier, den sie im Gewühl fast zertreten hätten, den wollen wir vorläufig in meinen Keller bringen.“

Kaum waren sie in Rosalien's Wohnung angelangt und während Angioletta um den Ohnmächtigen beschäftigt war, ergriff Rosalia einen großen Fruchtkorb und schüttelte ihn aus.

Beppo kam wieder zum Bewußtsein zurück. Wie geistesabwesend starrte er Rosalia an, die ihm den Korb vor die Füße schob.

„Da hinein!“

„Ich soll —"

„Marsch!"

„Aber —"

„Wollt Ihr mich in's Unglück bringen? Hinein sag' ich!" Und die entschlossene Frau packte den jungen Menschen, ließ ihn in den Korb steigen und sich darin niederducken. Schleunigst warf sie eine Decke über ihn und füllte dann den Korb bis über den Rand mit Gemüse und Salatköpfen. Darauf schleppten Beide, Rosalia und Angioletta, den Korb nach dem Hofe, auf dem Rosalien's kleines Eselsfuhrwerk bereit stand. Mit gut gespielter Unbefangenheit wurde der Korb auf den Wagen gehoben, kleinere Körbe und Blumentöpfe daneben gestellt. Frau Rosalia ergriff die Peitsche.

„Hoi! Hoi! Vorwärts, Graubart. Angioletta, mach' das Thor auf."

Draußen stand die Menge. Als Rosalia ihr kleines Eselsgespann vorüberführte, rief sie mit dem Ausdruck tiefster Geringschätzung:

„Jesus! Ihr Leute, wollt Ihr denn nicht an die Arbeit gehen? Ich hätte viel zu thun, wenn ich mich immer bei so 'was aufhalten wollte. Seht mich an, ich geh' meiner Wege. Thut, wie ich! Was? Angioletta, Du wirst doch nicht auch hier maulaffen wollen? Komm lieber mit. Da! Nimm Du die Zügel und treib' den Grauen an, ich gehe hinterher und paß auf, daß mir Nichts herunterfällt. Ist das eine schwere Ladung heut! Aber sie bringt 'was ein . . ."

Und munter schwatzend zog sie weiter, indeß Angioletta den Esel zur Eile antrieb.

Unterwegs begegnete ihnen eine Anzahl Polizisten, die mit Verstärkung zurückkehrten.

Angioletta erbebte, Rosalia aber rief:

„Ach, Ihr Herren, da hätten sie fast Einen im Gedränge todt getreten. Der Aermste wurde ohnmächtig. Ich hab' ihn dann in meinen Keller genommen und ihm ein Glas Wasser zu trinken gegeben. Er sagte, er wolle in's Krankenhaus. Vielleicht bringt einer der Herren ihn dahin ... wenn er nicht etwa selber schon hingegangen sein sollte ...“

Einer „der Herren“ versprach, sich nach dem Kranken umzusehen und unbehelligt zog Rosalia mit ihrem Gemüse zum Thore hinaus. — — — — — — — — — — —

Als am nächsten Tagesgrauen die Flucht des Gefangenen bemerkt wurde, stand die Polizei diesem „Wunder“, wie sie es nannte, rathlos gegenüber, während Beppo und Angioletta, Beide als ein junges Fischerpaar, nach Neapel übersetzten, wo kein Mensch weiter nach ihnen fragte. Manch' blauer Fleck aber an Schultern und Armen bezeugte den listigen Weibern von Palermo, daß sie ihre Sache brav gemacht hatten....

Der Hochwürdige.

Ein Bursche und ein Mädchen aus dem Volke, beide in der malerischen Landestracht, schritten die Via Maqueda hinauf, eine der beiden langen, geraden Hauptstraßen Palermos, die sich auf der Hälfte ihrer Länge an der achtseitigen Piazza Quattro Cantoni durchschneiden.

„Nina, gieb mir Deinen Korb,“ sagte der Bursche, als sie in's Gedränge geriethen.

„Nein.“

„Er wird Dir zu schwer.“

„Behüte!“

„Gieb her,“ sag' ich.

Fast mit Gewalt nahm er ihr den Korb ab. Er war wirklich schwer. Der Bursche hob den Deckel zurück und blinzelte hinein.

„Heiliger Josef! Die dicken, bunten Kerzen! Die habt Ihr wohl selbst fabrizirt, da draußen?“

Das Mädchen nickte und griff in den Korb.

„Schau her!“

„Ein kleiner Jesus von Zucker!“

„O," versetzte Nina, indem sie den kleinen Jesus sorgfältig wieder einwickelte, „ich war zuletzt bei den Confitüren angestellt." Schelmisch fügte sie hinzu: „Die Cigarren rollte ich so schlecht, daß mir Schwester Manuela sagte, dazu sei ich nicht zu brauchen."

„Bist Du noch immer in dem Albergo delle Povere?"

L'Albergo delle Povere war eine große Wohlthätigkeitsanstalt vor der Porta nuova, in welcher arme, verwaiste Mädchen aufgenommen und theils in der zum Institut gehörenden Fabrik für baumwollene und seidene Zeuge, theils in der Cigarren- oder Confitürenfabrik beschäftigt wurden.

Nach kurzem Zögern antwortete das Mädchen:

„Ich bin fortgelaufen."

„Jesus, Maria!"

Sie preßte die Lippen trotzig zusammen.

„Dann nehmen sie Dich nicht wieder auf," meinte der Bursche bedenklich.

„Ich will auch nicht wieder zurück. Sie wollten mich bis an mein Ende als Hospitalin behalten, aber ich dankte schön und kehrte ihnen den Rücken."

„Du hattest es aber gut. Schönes Essen und Trinken —"

„Ei ja!"

„Ein sauberes Bett —"

„Was Du davon weißt!" lachte sie.

„Hast Du es mir doch selbst erzählt, als ich in Eurem Garten die Hecke putzte. Weißt Du noch?" Er lächelte sie an.

Sie schien die Frage zu überhören.

„Gewiß," sagte sie trocken, „ich hatte es gut, und bunte Kerzen fabriziren und kleine Jesuskinder von Zucker machen ist ja auch nicht so schlimm, aber —"

„Du willst lieber heirathen —" fiel der Bursche mit einem sanften Rippenstoß ein.

„Warum nicht?" antwortete Nina, den hübschen Kopf zurückwerfend. Sie dachte an eine frühere Kameradin, Rosina, die auch fortgelaufen war; kurze Zeit darauf hatte ein Kavalier sie zu seiner Frau gemacht.

Nachdenklich fuhr der Bursche fort: „Das Heirathen .. ja, ja . . . Manch einer möchte es und kann es nicht .. und Ihr gar, Ihr armen Dinger da draußen, habt keine Gelegenheit dazu. Dürft Ihr doch nur einmal im Jahre ausgehen!"

„Und dann nicht, wie andere Menschenkinder" — rief Nina erregt, „wie es ihnen gefällt, sondern in unseren häßlichen, schwarzblauen Uniformen, im Schritt, in Reih' und Glied . . ."

„Wie die Soldaten —"

„Schlimmer wie die Soldaten! Die können sehen, wohin sie wollen, aber wir müssen die Blicke gesenkt halten und wehe! wenn Eine um sich schaut! Haben doch die Aufsichtsschwestern ihre Augen allerwärts! Ah, Dio mio, statt daß wir uns freuen sollten, in die Stadt zu kommen, haben wir nur Aerger davon. Kein Mensch kümmert sich um uns, wir kümmern uns um Keinen, Stadt und Leute sind uns fremd geworden, und müde von dem langen Weg, verdrossen und verbittert kehren wir in unser Gefängniß zurück, das sich nun auf ein ganzes Jahr nicht wieder für uns öffnet. Nein und

tausendmal nein! Lieber sterben, als diese Knechtschaft länger dulden!"

Von ihrer Aufregung bemeistert, schritt sie so schnell weiter, daß ihr Begleiter unter der drängenden Menge kaum an ihrer Seite bleiben konnte. Als sie aus der belebten Maqueda in eine stille Seitenstraße bog, fragte er sie;

„Wo gehst Du denn hin?"

Mit einer gewissen Feierlichkeit antwortete sie:

„Zum Hochwürdigen."

„Was tausend!" rief der Bursche erstaunt. „Dann haben wir einen Weg."

„Was willst denn Du bei ihm?" fragte Nina ebenso erstaunt.

„Ei! — Ich habe Geschäfte dort ..."

Der Prahlhans! dachte sie.

Schweigend gingen sie weiter. Sie erreichten bald eine schmale, von hohen, dunklen Palästen eingerahmte Straße.

„Ich hätte Dich Etwas zu fragen," sagte er plötzlich.

„So frag!"

„Hm ... ich weiß aber nicht, wie ..."

„Dann laß es bleiben."

Als sie in das Thor des alterthümlichen Gebäudes traten, in dem der Hochwürdige wohnte, nahm Nina ihrem Begleiter ohne Dank den Korb ab.

„Ich werde zuerst hinaufgehen, Crispino. Du kannst hier warten."

„Wie Du willst. Aber ... Nina ... einen Tragelohn könntest Du mir geben ..."

Sie sah ihn verwundert an.

„Schenke mir die Rose, die Du da stecken hast.“

Nina reichte ihm die Blume. Er ergriff Rose und Hand und hielt beide fest.

„Nina ...“

„Was soll's! Laß los! Du thust mir weh!“

Erschreckt ließ er ihre Hand. Das Mädchen eilte, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, zur Treppe. Schon war es mehrere Stufen hinaufgestiegen, als Crispino, ihm nachlaufend, einen Zipfel seines Rockes erwischte.

„Nina ...“ Seine Stimme bebte.

Hochmüthig sah sie auf ihn herab.

„Nun?“

„Wenn Du heirathest“ — er senkte schüchtern den Blick — „ein Gärtner dürfte es wohl nicht sein ...?“

„Nie!“ —

Sie stieg hinauf.

Er stand wie angewurzelt.

Ein Gärtner nicht? — Und die Madonna weiß doch, wie ich ihr gut bin. ...“

* * *

Pater Domenico di S. Severno bewohnte den ersten Stock des Palastes des Prinzen Spadda.

Dunkle, schwere Damastvorhänge verhüllten Thüren und Fenster und hielten Luft, Licht und Lärm von außen ab. Auf den dicken Teppichen verhallte unhörbar jeder Schritt. Das herrschende Halbdunkel erhöhte den Eindruck tiefer Stille ringsumher. Ein schwüler, athem-

beengender Weihrauchduft erweckte in den Eintretenden die Vorstellung, als habe sich diesen Räumen etwas von der Heiligkeit des Altars mitgetheilt, und unwillkürlich sahen sie mit desto größerer Ehrfurcht zu dem frommen Mann empor.

Der Hochwürdige — so nannte man ihn allgemein — wurde im Volke besonders heilig gehalten. Seine Wohnung war der Wallfahrtsort aller Bittsteller, Leidtragenden und Nothdürftigen. Er wußte für Alles Rath, er hatte für Jeden ein gütiges Gehör und eine offene Hand. Er mußte ein ungewöhnlich reicher Mann sein, denn seine offenkundigen und geheimen Unterstützungen verschlangen unzählige Summen. Genaues wußte zwar Niemand über des Mannes Vermögen, auch fragte Keiner danach, genug, daß es unerschöpflich schien.

Galt der Pater im Volke als der Wohlthäter der Armen, so genoß er in den höheren Kreisen das Ansehen eines Mannes, ohne dessen Einwilligung in den kirchlichen Angelegenheiten des Landes Nichts geschah. Seine Korrespondenz verbreitete sich über ganz Italien, besonders nahm der Briefwechsel mit Rom seine Zeit in Anspruch, umsomehr, als er ihn ohne jede Hilfe allein besorgte.

War der Hochwürdige bei den Frauen als Beichtvater und Gewissensrath beliebt, so schätzten ihn die Männer seiner angenehmen Unterhaltungsgabe wegen. Weit entfernt von dem salbungsvollen Phrasenthum seiner Genossen, gefiel er sich in weltlichen Gesprächen, in denen er gern Fragen der Zeit in weitläufigen Auseinandersetzungen zu kritisiren pflegte, um schließlich zu einem ebenso unerwarteten, als originellen Resultat zu gelangen.

Gewöhnlich reizte dies Resultat zum Widerspruch, dem der Pater indessen mit auffallender Milde begegnete; er hörte dann aufmerksam zu — und machte sich gelegentlich Notizen. Die Meisten fühlten sich durch diese Aufnahme ihrer Meinung geschmeichelt, die Wenigsten dagegen sahen sich fortan lieber zum Schweigen bewogen. Auch einige kleine Schwächen besaß der Hochwürdige, die er indessen freiwillig einzugestehen pflegte, wohl um seine Zuhörer zu gleicher Aufrichtigkeit zu ermuntern. Gleichzeitig verstand er es auf ungesuchte Art, wie unbewußt, sein Eigenlob zu verkünden und die Anderen dazu anzuregen. So besaß er eine Vorliebe für das Vorlesen mannigfacher Briefe aus aller Herren Länder: da war denn gar Viel zu hören, wie die Leute allerwegen seiner gedachten, wie von hier und von dort die Zeichen der Dankbarkeit und demüthigsten Verehrung an ihn gelangten, wie man ihn den „inbrünstig geliebten Seelsorger," den „unfehlbaren Schutzgeist der Tugend," die „strahlende Leuchte auf dunklen Pfaden" nannte. Dann musterte der Pater die andächtig Zuhörenden mit einem ernsten, milden Blick, als wolle er sagen:

Nehmt Euch ein Beispiel daran und fühlt Euch hochbeglückt, von einem Mann, wie ich es bin, beachtet zu werden.

Als nach der Vertreibung Franz II. die piemontesische Regierung Besitz von der Insel genommen hatte, schien die Wirksamkeit des Paters anfänglich etwas gelähmt. Vor dem Freiheitsodem, der alle Patrioten mit neuer Kraft beseelte, zog sich der Hochwürdige scheu und schmollend in den dunkelsten Winkel seiner weihrauch-

duftenden Wohnung zurück. Erst als der Schöpfer der großartigen und merkwürdigen politischen Wiedergeburt Siziliens, der Kriegsheld Garibaldi, nach der Einsetzung Viktor Emanuels als ersten König von Italien, die Diktatur niedergelegt und sich im Herbst 1860 auf sein einsames Felseneiland Caprera zurückgezogen hatte, des Augenblicks gewärtig, da Italien seiner wieder bedurfte — erst da begann Pater Domenico allgemach die frühere Thätigkeit zu entwickeln.

Die verschiedensten Leute gingen wieder bei ihm aus und ein.

Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich spät Abends oder in den frühesten Morgenstunden, stellte sich ein Bettelmönch ein, der ohne von der alten Martha, der Wirthschafterin geleitet oder um sein Begehr befragt zu werden, unangemeldet die inneren Gemächer des Paters zu betreten pflegte.

Als der Mönch eines Morgens nach dem üblichen Gruß an den Hochwürdigen herantrat, empfing ihn dieser mit den Worten:

„Fra Leo, Ihr müßt fleißiger sein, sonst kommen wir nicht zum Ziele. Unser Werk erfordert nicht nur Ausdauer, sondern auch Schnelligkeit. Seit anderthalb Wochen ist Nichts vorgefallen. Die Zeitungen leitartikeln schon über die sich entwickelnde Ruhe und Sicherheit im Lande. Wir dürfen das Volk nicht einschlafen lassen . . .“

Der Mönch schwieg.

„Wie oft habt Ihr den Aufruf abgeschrieben?“

„Ich habe fünfhundert Zettel angefertigt.

„Das genügt. Vertheilt sie gut. Nicht nur unter den Pöbel — bringt die Zettel diesmal mehr unter die

Kaufleute, unter die Soldaten. Besteht doch das Militär größtentheils aus unseren Anhängern, aus Bourbonen, die das Kleid nicht aber die Gesinnung wechseln mußten."

„Ich belauschte in der Flora, an der Promenade mehrere Offiziere," sagte der Mönch, „sie meinten der „Rothe" wolle Caprera verlassen und Freischaaren sammeln, um nach Kalabrien überzusetzen. Die Expedition sei so gut wie beschlossen. Es entspann sich ein Streit zwischen ihnen für und wider ihn. Einige meinten, der König würde diese Expedition verhindern; die Zeit sei noch nicht gekommen —"

„Das will ich meinen" — murmelte der Pater.

„So sehr er auch im Herzen dafür sei . . ."

„Geschwätz!"

„Die anderen Offiziere riefen, wenn Viktor Emanuel gegen Garibaldi auftrete, dann könnten sie nicht mehr unter piemontesischer Fahne dienen, und Jeder, der noch sein Vaterland liebe —"

„Kommt zum Ziel," sagte der Pater ungeduldig.

„Bei diesem Streit verhielt sich Einer auffallend still. Mir fiel die Art auf, wie er verstohlen über die Anderen zu lächeln schien — als ginge ihn die Sache nichts an. Er trug Hauptmannsuniform, und ich möchte darauf schwören, es sei ein Bourbone. Ich folgte ihm, als er sich von den Anderen verabschiedete, und habe seine Wohnung ausgekundschaftet. Ich dachte, den Mann müsse man sich merken."

Der Pater schrieb sich Namen und Adresse auf. Nebenbei fragte er:

„Wer waren die Anderen . . . die für den „Rothen" Partei nahmen?"

„Der Aergste von ihnen, der gar freie Reden führte, war der junge Prinz Spadda.“

Ueberrascht sah der Hochwürdige auf.

„Habt Ihr Euch nicht geirrt?“

„Nein, Hochwürdigster.“

„Könnt Ihr mir wiederholen, was er sagte? Irgend einen Satz . . .“

„Er sagte unter Anderem, was ich kaum zu wiederholen wage, daß er, käme es zum Aeußersten, den Dienst quittiren und Garibaldianer werden würde.“

„Das verdammte Wort . . .“ murmelte der Pater, „ich könnte sie Alle in meiner Faust zerdrücken, wie schlechtes Gewürm, das maultolle Gesindel . . . doch nur Geduld, Geduld! — Er will nach Kalabrien . . .?“

„Es ist ein Gerücht —“

„Das der That vorangeht. Doch — bis Rom sollen sie nicht kommen.“ Seine Augen funkelten. „Eure Nachrichten sind gut, mein Bruder. Es scheint mir jetzt wichtig, die Zettel auch außerhalb Palermo's zu verbreiten. Nur müßte man für die Provinz einen anderen Ton anschlagen . . .“

Er nahm aus einem verschlossenen Fach seines Schreibtisches ein Blatt und reichte es dem Mönch. „Hier, schreibt dies ab und vervielfältigt es dann bei Euch, so schnell Ihr könnt. Setzt Euch.“

Der Mönch gehorchte.

Pater Domenico ging langsam im Gemach auf und ab.

„Ihr Herren Sizilianer, Ihr treuloses Volk“ — murmelte er — „Ihr mögt noch eine Weile warten, ehe

Friede in Eurem Lande einzieht. Jahrhunderte lang habt Ihr unaufhörlich in hartnäckiger Verstocktheit gegen Eure von Gott und der Welt eingesetzte Regierung revoltirt, und nun Ihr Eure sogenannte Freiheit endlich errungen habt, nun werdet ihr derselben doch nicht froh. Ihr Demokraten, nichts als den Namen einer Herrschaft habt Ihr gewonnen, einer Herrschaft, die nur durch einen Gewaltstreich möglich war, aber in diesem Volke nicht Wurzel fassen kann, so lange wir noch da sind! Gottlob, wir sind noch im Besitz aller zeitlichen und ewigen Güter, wir sind die Autorität, vor der das Volk sich beugt!“ Sein Blick traf den Mönch, der statt zu schreiben, nachdenklich das Blatt betrachtete. „Nun? Was thut Ihr?“

„Das heißt so viel als Revolution . . .“ sagte Fra Leo, auf das Papier deutend.

„Seit wann dürft Ihr bemängeln, was Eure Vorgesetzten thun oder befehlen? Schreibt und bekümmert Euch nicht um das Uebrige.“

Als Fra Leo fertig war, verschloß der Pater das Blatt und überlas die Kopie. Dann reichte er sie dem Mönch.

„Wenn Ihr mit den andern Blättern fertig seid, geht in die Gegend von Piazza und Alicato. Hier habt Ihr genügend Geld, wenn Ihr ausnahmsweise eine andere Kleidung bedürfen solltet, oder dergleichen. Hier ein Empfehlungsschreiben, das Euch bei unseren Brüdern offenen Zutritt verschaffen soll.“

Se. Hochwürden verfaßte schnell eine kategorische Empfehlung, wie sie für den bedeutendsten Missionär nicht

hätte besser gefertigt werden können, untersiegelte sie sorgsam mit dem kanonischen Amtssiegel und reichte das Dokument dem aufrichtig dankenden Mönch.

„Solltet Ihr mir schreiben, so bleibt es bei unserer Art.“

„Lebt wohl. Der Himmel möge Euch beschützen!“ sagte der Mönch.

„Meinen Segen mit Euch, mein Bruder.“

Fra Leo ging. Im Vorzimmer traf er mit Nina zusammen.

Bei ihrem Anblick verklärten sich seine Züge.

„Du bist pünktlich,“ sagte er.

„Bin ich es nicht immer, wenn Ihr mir Etwas befehlt, Fra Leo?“ entgegnete das Mädchen zutraulich.

„Das verdiene ich auch um Dich.“

„Gewiß.“ Sie sah ihn an. „Ihr seid so ernst.“

Er dachte an seine bevorstehende Wanderung, an die Gefahren, denen er möglicherweise entgegenging. Wenn er nicht zurückkehren ... wenn er Nina nicht wiedersehen sollte ...

Nein. Der Gott, dem ich diene, wird mir nicht die letzte Freude nehmen, die mir geblieben ... dachte er.

„Sprecht, Fra Leo seid Ihr nicht wohl?“ Was fehlt Euch?“

„Ich gehe fort.“

„Aber Ihr kommt doch wieder!“ rief Nina.

„Ich denke.“

„Nein, ganz gewiß, Ihr müßt wiederkommen. Was soll ich denn machen ohne Euch?“

„Du wirst eine Stellung finden, Du wirst froh und glücklich werden und den alten Fra Leo vergessen.“

Zornig stampfte sie mit dem Fuß auf.

„Was Ihr da redet! Kann man seinen Vater vergessen? Und ich lieb' Euch wie meinen Vater — das wißt Ihr doch."

Mit unbeschreiblicher Liebe ruhte sein Blick auf ihr. Sie bemerkte es nicht. Mit gesenkten Wimpern stand sie schmollend da.

„Es ist ja gut —" nahm er wieder das Wort. „Jetzt geh' hinein. Der Hochwürdige erwartet Dich. Sage aber nicht, daß Du aus dem Albergo fortgelaufen bist, sage ihm, ich hätte Dich veranlaßt — sage ihm auch nicht, daß Du mich aufgesucht hast — es darf Niemand um meine Wohnung wissen."

„Schöne Wohnung!" spöttelte sie. „Eine Höhle für Eidechsen und Fledermäuse!"

Er schüttelte sinnend den Kopf. „Mädchen, Mädchen, nimm das Leben ernst! Du kannst Dir wohl denken, daß triftige, wichtige Gründe mich veranlassen, in solcher Höhle zu leben —"

„Ja doch! Ich habe oft darüber nachgedacht — nun, seid gut! Und sagt mir, wann ich Euch wieder sprechen kann, ehe Ihr fortgeht."

„Komm, wann Du willst."

„Also heute um die Vesperzeit." Sie nahm den Korb auf und reichte ihn der alten Martha, die eben hereintrat.

„Nehmt es gütig auf. Es ist für den Hochwürdigsten."

„Sta bene, sta bene," schmunzelte die Alte und trug den Korb hinaus.

„Was hattest Du darin?“ fragte Fra Leo.

„Kerzen und Süßigkeiten. Ich kriegte in dem Albergo noch einige Piaster und habe das dafür gekauft.“

„Du weißt mit Geld nicht umzugehen.“

„Ich werd's schon lernen!“ lachte sie. „Aber jetzt lebt wohl!“

Martha führte das Mädchen hinein. Der Mönch ging gedankenvoll seiner Wege.

Als Nina die dunklen, mit feierlicher Pracht ausgestatteten Gemächer betrat, wagte sie vor Respekt kaum sich nach dem Pater umzusehen, und blieb unentschlossen an der Thür stehen. Sie ahnte nicht, daß sie seit ihrem Eintritt durch die Oeffnung einer zu diesem Zwecke angebrachten Portière von den scharfen Augen des Priesters gemustert wurde. Es überfiel sie plötzlich eine seltsame Beklommenheit und unwillkürlich machte sie das Zeichen des Kreuzes.

Die Züge des Priesters verzogen sich zu einem faunischen Lächeln. Die Kleine ist nervös — dachte er. Er trat vor und reichte Nina mit herablassender Würde seine Hand zum Kusse dar.

„Fra Leo hat mir bereits von Dir gesprochen, meine Tochter. Du hast eine entbehrungsvolle Kindheit gehabt. Du hast trotz Deiner Jugend die Strenge Gottes kennen gelernt, Du sollst auch seine Gnade kennen lernen.“

Er holt weit aus, dachte Nina. „Ach, Hochwürdigster“, sagte sie demüthig, „wenn ich in einem angesehenen, ich wollte sagen in einem frommen Hause, unterkommmen könnte . . .“

„Als Bonne?“

dick wie mein Arm, aber Du weißt recht gut, daß ich dazu das Geld nicht habe — wenn Du Nina vor Sünde behütest, bis ich sie wiedersehe."

Beruhigt stand er auf und ging zum Hochwürdigen.

Als dieser ihn erblickte, winkte er ihm in das äußerste Gemach der Wohnung zu folgen.

„Nun?" fragte er halblaut, und mit vor Spannung weit geöffneten Augen fixirte er den Burschen, der ehrfurchtsvoll vor ihm stand.

„Es ist geschehen."

„Ich entlaste Dich der Sünde," — sprach der Priester feierlich, indem er die Finger in ein Weihbecken steckte und dann beide Hände auf das Haupt des vor ihm Stehenden legte.

„Wie fingst Du es an?" fragte er dann nach kurzer Pause.

„Wie mit den Anderen. Wir geriethen in Streit, ich zog mein Messer, und ehe Jener zur Flinte greifen konnte, saß ich ihm im Nacken und —"

„Genug. Ihr wart allein?"

„Ja, Hochwürden. Ganz wie Ihr es mir gesagt hattet. Noch ehe ein Mensch kam, machte ich mich aus dem Staube."

„Wo fandest Du ihn?"

„Auf dem Kasernenhofe. Die Anderen waren zu Marschübungen hinausgezogen."

„Du hast Dich wieder um uns verdient gemacht, mein Sohn."

„Dies hoffe ich, sonst hätte ich es bei meiner armen Seele nicht gethan."

„Die Religion verlangt schwere Opfer, die Diener der Kirche müssen sich oft überwinden — hast Du das Buch über die heilige Inquisition gelesen, das ich Dir gab?"

„Ja. Es stehen schreckliche Dinge darin."

„Nichts steht darin, was nicht im Namen Gottes geschehen ist. Lies das Buch noch einmal, mein Sohn, lerne es verstehen. Schreckliche Dinge, sagst Du — hätten sie geschehen können, wenn Gott es nicht wollte? Der Allmächtige ist unerforschlich. Sieh Dich um: Die Eltern sterben, fünf, sechs kleine Waisen bleiben schutzlos zurück, der kräftige Jüngling, Ernährer seiner Mutter, stirbt, und die Greisin lebt noch lange, ein Frommer muß schwer leiden, der Bösewicht lebt in Freuden — willst Du fragen, warum Gott das thut? Sagt er nicht: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege nicht meine Wege!?"

„Ja, ja, Hochwürden . . ." stammelte Crispino ergriffen.

„Es wird Dir einmal offenbar werden, warum Manches so ist und nicht anders, und wenn es Dir bis an's Ende Deines Lebens nicht offenbar geworden ist, so weißt Du doch, sofern Du an die Unsterblichkeit glaubst, daß das Ende dieses Lebens noch nicht das Ende Deines Lebens überhaupt ist."

„Freilich, freilich" — murmelte der arme Bursche, dessen Gedanken sich bereits verwirrten.

Der Priester kehrte in sein Arbeitszimmer zurück. Crispino war für heute entlassen.

Nina war indessen in den Palast della Regina geeilt.

„Ich komme vom Hochwürdigsten," sagte sie, und der

Thürhüter wies sie mit fast ehrerbietiger Handbewegung nach dem ersten Stock.

„Ich komme vom Hochwürdigsten," wiederholte sie, als ein Lakai ihr öffnete; seine geringschätzende Miene verwandelte sich in eine süßliche Grimasse. Er nahm ihr den Empfehlungsbrief ab, ließ sie im Vorzimmer warten und ging zur Herzogin hinein.

Nina sah sich um.

Sie befand sich in einem fast saalähnlichen Raum. Ueber den spiegelblanken Parquetboden führten elegante Laufteppiche nach den verschiedenen hohen Flügelthüren. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, hochlehnige Sessel von geschnitztem Eichenholz standen rings umher. Von der Decke hing ein mächtiger Kronleuchter herab.

Wie mag es da drinnen aussehen, wenn es hier schon so schön ist, dachte Nina.

Der Bediente kehrte zurück, und eine Thür öffnend, ließ er das Mädchen in den Salon treten.

Fast geblendet, senkte die Eintretende einen Moment die Augen. Lichtblau und silbern flimmerte es um sie her, die Gestelle der Möbel, die Rahmen der Bilder, die Ampeln, die Leuchter glänzten und glitzerten wie tausend Thautropfen. Wohin sie sah: schwellende Divans und Fauteuils, gestickte Kissen und Decken, marmorne Tische und Säulen, schimmernde Statuen zwischen einer Fülle hochragender Pflanzen, und von allen Seiten strahlten prächtige Spiegel die Herrlichkeit wieder.

„So komm doch näher, Mädchen," ertönte eine Stimme, und Nina, dem Gebot folgend, stand der ver-

wittweten Herzogin della Regina gegenüber. Diese musterte sie von Kopf bis zu den Füßen.

Sie ist zu hübsch, dachte die Dame, den Brief des Paters hin- und herwendend. Sie sann über eine Ausrede nach, um dem Ersuchen ihres Beichtvaters auszuweichen.

Ich gefalle ihr nicht, sagte sich Nina, und wie hilfesuchend richtete sie die Blicke nach der an den Salon stoßenden Terasse, auf der zwei junge Mädchen kichernd nebeneinander saßen.

„Felice! Irene!“ rief die Herzogin.

Die jungen Damen stürzten mit mehr Lebhaftigkeit als Anmuth herein.

„Ihr wollt lieber eine Französin haben, nicht wahr?“ fragte die Mutter.

„Um Gotteswillen nicht, Mama!“ rief Irene, die jüngere der Schwestern, „daß die Hofmeisterei von vorne anfinge!“

Energisch griff sie in die Tasche und holte eine Hand voll gedörrter Schweinsbohnen hervor, dieselben zerkauend, während ihre prüfenden Blicke auf Nina ruhten, die das tüchtige Gebiß ihrer muthmaßlich künftigen jungen Herrin bewunderte.

„Das sollte uns fehlen,“ sagte Felice, deren Geschmack ihrerseits auf getrocknete und gesalzene Kürbiskerne gerichtet schien.

„O, Signorine,“ begann jetzt Nina, die sofort errieth, daß die Töchter die Mutter tyrannisirten, „ich wäre sehr glücklich, Ihre Compagna werden zu dürfen! Ich würde

Alles thun, Ihnen zu gefallen!“ Sie wandte sich wieder an die Herzogin: „Ich würde mich auch nützlich zu machen suchen! Ich verstehe den schönsten Putz anzufertigen, ich würde zum Beispiel der Frau Herzogin ein anderes Häubchen machen, als sie auf dem Kopf trägt,“ und wieder zu den Mädchen: „Ich kann den Signorine die Spitzenklöppelei lehren, Spitzen so fein wie Spinngewebe mit den wunderschönsten Figuren darin“ — und wieder zur Herzogin: „und wenn die Frau Herzogin Festessen geben, Niemand versteht so die süßen Schüsseln zu bereiten, so schmackhaft für die Zunge und so reizend zum Schauen! Von der Blumenzucht verstehe ich auch Etwas, ich spare Ihnen täglich eine Lire an Blumen — das habe ich Alles im Kloster gelernt . . .“

Die Art, wie Nina ihre Antrittsrede hervorbrachte, war ein kleines Meisterstück in kluger Verschmelzung von kindlicher Zutraulichkeit, bescheidenem Selbstbewußtsein und schüchterner Bitte. In absichtlich gewählter, etwas ungeschickter Haltung, wie vor ihren Richtern dastehend, hatte sie etwas so überaus Harmloses an sich, daß die Herzogin ihr Bedenken schwinden fühlte. Sie ist hübsch, aber dumm, sagte sie sich. Mit diesem Gesicht und ihren Kenntnissen könnte sie ihr Glück machen — aber davon ahnt sie Nichts . . . „Nun,“ sagte sie laut zu den Töchtern: „come volete, wie Ihr wollt.“

Felice und Irene klatschten in die Hände.

„Bravo! bravo! Wir sind's zufrieden!“

„Wie heißt Du?“

„Nina.“

„So geht, macht Nina mit ihren Obliegenheiten

bekannt. Ich werde dem Hochwürdigen schreiben, daß wir seinen Schützling behalten."

Die Herzogin setzte sich an ihren mit kostbaren Nippsachen bedeckten Sekretär und die jungen Damen zogen lärmend mit ihrer neuen Compagna ab.

Nina jubelte im Stillen. Ihre Sehnsucht war erfüllt, ihre Träume wurden Wirklichkeit. —

Sie schwelgte im Anblick des Luxus. Ihre Füße wandelten auf weichen Teppichen, sie durfte die Glieder in seidenen Kissen strecken, sie fuhr mit ihren Herzoginnen in eleganter Equipage zur Promenade. Wenn vor den Kafés gehalten wurde und der Lakai herabsprang, seinen Gebieterinnen Eis oder Limonade zu holen, dann erhielt sie ihr Theil so gut wie die Anderen. Wie ihre Herrin naschte sie mit silbernem Löffel von krystallenen Schälchen und sah dabei vornehmthuend auf die Fußgänger herab. Wie ihre Herrinnen tauschte sie Blicke mit den Offizieren und den jungen Stutzern, oder lachte über die neugierig gaffende Menge und die hin- und herlaufenden Bedienten. Und sicher, wenn sie, anmuthig mit ihrem Fächer wedelnd, in der Wagenecke lehnte, hielt manch' Einer die schlanke Nina, die im kleinen Finger mehr Grazie besaß als alle drei Herzoginnen zusammen, für eine Verwandte der Letzteren . . . so dachte sie!

Und gar zu Hause, wie wichtig kam sie sich vor, der Schaar von Bedienten gegenüber, der sie im Namen der Herrschaft befehlen durfte! Von den Notabilitäten der Dienerstube an, dem kavaliermäßigen, vollbärtigen Kammerdiener, dem würdevollen Koch in blendend weißem Küchenornate und der ersten Kammerfrau der Herzogin, bis zu

den Stubenmädchen, den Flickerinnen, den Oberwaschfrauen, den Lakaien und Küchenjungen, — Kutscher und Stallbuben gar nicht mitgerechnet!

Ihre gewöhnliche Tracht hatte Nina gegen einen modernen Anzug vertauscht. Die von ihr ausgewählten dunklen Farben standen ihrem mattgelben Teint vortrefflich. Statt des früheren weißen Kopftuches schmückte jetzt ein silberner Pfeil ihr üppiges Haar. Dazu pflegte sie irgend eine leuchtende Blume wie absichtslos hinter das kleine, zierliche Ohr zu stecken.

Ihre beiden jungen Herrinnen verstand Nina schnell für sich zu gewinnen. Sie spielte die Unterwürfige, Einfache, Anspruchslose. Sie war flink, gefällig und freundlich, sprach wenig, übersah Vieles, auch die Herren Kousins und andere männliche Besucher des herzoglichen Salons, wodurch sie ein neues Ansehen gewann. Da sie sich außerdem als eine ebenso geduldige als geschickte Lehrerin in der schwierigen Kunst des Spitzenklöppelns bewährte, so waren beide Theile mit einander sehr zufrieden.

Bald indessen trat eine Wendung ein, die Nina nicht erwartete.

Eine fieberhafte Aufregung hatte sie ergriffen, als sie zum ersten Mal den Prinzen Spadda erblickte.

Der Liebling der Frauen, der jugendliche, männlich schöne Offizier konnte wohl einen Sinn berücken, wie ihn Nina besaß, voll Ehrgeiz und Lebenslust, mühsam unter der Maske wunschloser Bescheidenheit verborgen. — Er kam eines Tages auf die vor den Privatgemächern der jungen Mädchen gelegene Gartenterrasse. Ungenirt setzte er sich zu Felice und Irene.

„Meine Tauben, was macht Ihr da?"

„Wir klöppeln Spitzen."

„Kann man auch ein Netz aus Spitzen klöppeln?"

„Wozu das?"

„Um uns darin zu fangen."

„Ei! Es käme auf den Versuch an . . ."

„So versuchen wir! Ich will Euch dabei helfen."

„Sie selbst wollen in's Garn?"

„Merkt Ihr denn nicht die Hinterlist? Ich will Euch die Kunst ablernen, um meinerseits ein Netz zu klöppeln . . ."

Die Mädchen lachten und der Prinz rückte näher. Bald entwickelte sich eine lebhafte, durch fröhliche Scherze gewürzte Unterhaltung. Der Prinz erzählte, daß er zu seinen verschiedenen Aemtern eine neue Würde erlangt habe. Er sei über Nacht Protektor der schönen Künste geworden. Es habe sich nämlich in Palermo eine Gesellschaft gebildet, um Oper und Ballet zu unterstützen, und er sei zum Chef derselben erwählt worden. Er nannte die Summen, die schon zu diesem Zweck beigesteuert seien, die Künstler, die theils mitwirkend, theils berathend sich dem Unternehmen angeschlossen hätten. Bekannte Maler zeichneten an den reizendsten Figurinen zu den Kostümen und an den feenhaften Dekorationen. Nun solle demnächst ein funkelnagelneues Ballet gegeben werden, zu welchem aus Palermo und den Nachbarorten zweihundert der schönsten Mädchen ausgesucht worden seien. Der Prinz bat die Mädchen, ihre Mama zu bewegen, mit ihnen der ersten Vorstellung beizuwohnen.

Städte mit festen gemauerten Palästen, wie Palermo, ja noch viel größere und schönere Städte."

„Nicht möglich!"

„Städte, die mitten in einem Netz von Eisenbahnen liegen."

„Eisenbahnen!" — Die Mädchen schauderten. „Schrecklich! Das soll ja so furchtbar geschwinde gehen, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Fährt denn wirklich ein Mensch mit der Eisenbahn?"

„Wozu sollte sie denn gebaut sein?"

„Für Packete —"

„Man reist in jenen Ländern hauptsächlich auf den Eisenbahnen. Orte, wohin man früher erst in zwei Wochen kam, erreicht man heut in einem Tage."

„Mein Gott, mein Gott!" die Mädchen schlugen die Hände zusammen. Sie hatten keine Idee, wie das mit richtigen Dingen zugehen könne und eine solche Eisenbahn, sah in ihrer Vorstellung wie ein unheimliches, zauberhaftes Ding aus. Von Eisenbahnbau war damals auf der Insel noch nicht die Rede. Erst acht Jahre später, 1868, wurde gewissermaßen versuchsweise, eine Bahn auf der kleinen Strecke von Palermo nach Termini gebaut, und es dauerte eine gute Weile, ehe sich die Eingebornen entschlossen, das „Dampfroß" zu benutzen. Dachte sich doch Mancher den leibhaftigen Teufel darunter und schlug ein Kreuz, wenn er das eiserne Ungethüm heranschnauben sah!

„Liebster Prinz, erzählen Sie noch mehr von den deutschen Damen!" baten die wißbegierigen Mädchen, während der Hochwürdige sich mit der Herzogin in ein Gespräch vertiefte.

„Meine Mutter hatte sie zu einer Ausfahrt aufgefordert, und ich machte den Cicerone. Nachdem wir einige Sehenswürdigkeiten besichtigt hatten, wollten sie einige Einkäufe machen und wir hielten vor einem Handschuhgeschäft. Zwei Frauenzimmer standen hinter der Glasthür ihres Ladens, kamen aber trotz aller Winke und Zurufe nicht heraus, so daß die Damen aussteigen und hineingehen mußten. Die Verkäuferinnen entschuldigten sich natürlich mit unserer Sitte, die den Frauen verbietet, die Straße zu betreten. Auf die erstaunte Frage der Deutschen, ob denn alle Frauen die Straße mieden, erklärte ich ihnen, daß natürlich die Weiber aus dem Volke eine Ausnahme machten; die kochten, speisten, wüschen und machten alle Hantierungen auf der Straße, da die kleinen, erbärmlichen Löcher, die ihnen zu Wohnungen dienten, eigentlich nur Schlafstellen seien. Ich nannte den Damen die Gassen, wo das arme Volk wohne, und sie beschlossen, hinzugehen."

„Jesus Maria!" riefen die Mädchen wie aus einem Munde. „Sie haben doch abgeredet?"

„Nein. Ich habe einige Freunde gebeten, die Damen quasi incognito zu eskortiren, damit ihnen Nichts passirt, was sie sonst etwa aus jenen Gassen mitbringen . . ."

„Pfui, Pfui!" riefen die Mädchen, schienen sich aber köstlich zu amüsiren. Die Herzogin fragte ablenkend:

„Haben die Damen Einkäufe gemacht?"

„Gewiß. Unsere Handschuhwaare erwarb ihren besonderen Beifall."

„Haben sie auch so kleine Hände, wie wir?" fragte Irene schnell.

„Nein,“ lächelte der Prinz, „so kleine nicht, aber doch klein genug, um schön zu sein. Als wir wieder den Wagen bestiegen, riefen uns die Verkäuferinnen ihr unendliches Bedauern nach, daß der Vater nicht anwesend sei, um uns zu geleiten. Beide waren Grazien über die Vierzig hinaus.“

„Je seltener man ein Weib sieht, desto höher schätzt man es,“ mischte sich der Pater in's Gespräch.

„Oh weh,“ rief Irene, „dabei kämen wir schlecht weg.“

„Dann dürften wir uns auch nicht auf dem Corso oder auf der Promenade zeigen,“ fügte Felice hinzu.

„Ich dächte, die Zeiten sind vorüber,“ sagte der Prinz, „da der Mann seiner Frau nicht gestattete, auf den Balkon oder an die Scheiben zu treten, damit sie sich nicht „profanire“, wie es hieß. Auch diese Vorurtheile sind gefallen.“

„Und mit ihnen Zucht und Sitte.“

„Ach, mein Pater, die Zucht und Sitte, die aus Knechtschaft hervorgeht, achte ich nicht. Da lob' ich mir das muthige Mädchen, das als Mann gekleidet, in den Garibaldi'schen Freischaaren für das Vaterland kämpft und den Respekt für ihre Person durch ihren Heldensinn nur erhöht!“

Felice sah mit glänzenden Augen zu dem Prinzen auf.

„Wenn Garibaldi kommt und wieder Freischaaren sammelt, dann wollen wir uns melden, Irene,“ rief sie lebhaft.

„Still doch,“ sagte die Herzogin verweisend.

„Bravo!“ rief dagegen der Prinz. Er reichte den

Mädchen die Hände. „Wir wollen ein Schutz- und Trutzbündniß schließen. Wenn alle Sizilianerinnen so denken wollten, wie Sie, meine Signorine, wenn die Mutter den Sohn, die Schwester den Bruder, die Braut den Geliebten für die Befreiung des Vaterlandes begeisterte, dann würde uns der Sieg nicht schwer."

„Uns? —" versetzte der Hochwürdige scharf. „Ich denke, Sie sind piemontesischer Offizier, Prinz?"

„Ich bin Italiener!" rief der junge Mann stolz. „Mein Wahlspruch ist das einige Italien!"

„Sie scherzen . . ."

„Ich werde schon Ernst zu machen wissen, Hochwürden — und ich versichere Ihnen, die ganze sizilianische Jugend denkt wie ich. Sollte es an der Zeit sein, dann werden es alle erfahren — die „Rothen" und die „Schwarzen" . . ."

Ein feindseliger Blick kreuzte zwischen beiden Männern. Der Prinz bot Felice und Irene den Arm:

„Kommen Sie! Ich sehne mich nach freier Luft . . . wir wollen einen Rundgang durch den Garten machen. Ich werde Ihnen noch mehr von Mädchen und Frauen erzählen, die, wenn es noth that, an dem Schicksal ihres Vaterlandes Theil genommen haben."

„Ja, ja, erzählen Sie, erzählen Sie!" riefen Felice und Irene und hingen sich in den Arm ihres Führers. Alle drei verließen den Salon.

Die Herzogin war dem Gespräch mit Unruhe gefolgt. Um den Pater auf andere Gedanken zu bringen, erwähnte sie die Unglücksfälle und Verbrechen, die in der letzten Woche die Gemüther aufgeregt hatten. „Heute hört man

schon wieder von einem Morde. Ein Soldat ist auf dem Kasernenhofe mit einem Dolchstich in der Brust todt aufgefunden worden," sagte sie, „man weiß nicht, liegt hier ein Verbrechen oder ein Selbstmord vor. Man würde beides nicht begreifen; er soll ein freundlicher, fröhlicher Mensch gewesen sein, der Niemanden zum Feinde hatte. Man sagt," . . . sie stockte.

„Man sagt?" fragte der Priester aufmerkend.

„Nein, nein, — es sind dumme Reden . . ."

„Warum soll ich sie nicht wissen?"

„Man meint, daß vielen Leuten daran gelegen sei, die Bevölkerung in Unruhe zu erhalten, damit Keiner sagen könne, bei der neuen Regierung sei Ordnung im Lande. Im Gegentheil solle es heißen, daß unter dem liberalen Regiment die Verbrechen überhandnehmen."

„Unsinn!"

„Nicht wahr!" rief die Herzogin. „Solche Leute — es wären ja Bestien und keine Menschen! — solche Leute kann es nicht geben."

„Sie haben ganz Recht. So etwas ist nicht denkbar. Man wird die Ursachen dieser Verwilderung der Gemüther wohl wo anders suchen müssen. In der Irreligiosität, in der Sittenlosigkeit, die seit der lockeren Wirthschaft der Liberalen um sich greift. Lesen Sie doch die Blätter, gehen Sie in's Theater, überall wird der Zügellosigkeit Vorschub geleistet, überall —"

„Gottlob, unsere Kirchen und Klöster sind noch voll," sagte die Herzogin, die solche pietistischen Klagelieder nicht liebte, „es giebt also noch viele Gläubigen."

Sie lenkte das Gespräch geschickt auf ein anderes

Thema, das ihr weit näher lag, auf die Heirathsprojekte für ihre Töchter. Der Pater warnte sie vor dem Prinzen Spadda und seinen verderblichen Grundsätzen. Zu seinem Erstaunen trat ihm hier die Dame ziemlich lebhaft entgegen und versicherte, sie wünsche sich keinen besseren Schwiegersohn als diesen.

„Er beschwatzt Jung und Alt," murmelte der Pater, als er etwas später die Treppe des herzoglichen Schlosses hinabstieg. „Es ist ein gefährlicher Bursche . . ."

Die Herzogin war indessen den jungen Leuten in den Garten gefolgt. Nina trat hinter einer Gruppe großblättriger Pflanzen, welche einer antiken Statuette zum Hintergrund dienten, hervor und sank in einen Sessel. Sie hielt einen Rosenkranz in der Hand und ließ die Kugeln mechanisch durch die Finger gleiten. Ihre Lippen bewegten sich wie zum Gebet, des Prinzen Namen und unzusammenhängende Worte flüsternd:

„Madonna . . . wie ich ihn liebe! Ihr Heiligen . . . warum gebt Ihr das zu? Ich bin ein armes Mädchen . . . o helft mir, helft!"

Plötzlich fuhr sie in die Höhe. Der Rosenkranz entfiel ihren Händen.

Der Prinz hatte sich den Damen empfohlen und kehrte in diesem Augenblick in den Salon zurück, um sich nach dem Vorsaal zu begeben.

Jetzt sind wir allein . . . o mein Gott — dachte Nina und stand in halb freudiger, halb angstvoller Erregung da.

Fast hätte der Prinz das Mädchen nicht bemerkt. Doch zufällig fiel sein Blick auf Nina, und betroffen blieb

er stehen. Ihre glühenden Wangen, die niedergeschlagenen Augen, der sprechende Ausdruck mädchenhafter Verwirrung verlieh der ganzen Gestalt einen unbeschreiblichen Zauber.

„Was ist Ihnen?“ fragte er endlich und trat näher.

Die ganze mühsam bewahrte Selbstbeherrschung wich mit einem Schlage, Nina stürzte auf den Prinzen zu, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Ueberrascht, keines Wortes mächtig, duldete der junge Mann die sonderbare Huldigung. Da gewahrte er gleichzeitig die Herzogin die Terrasse zum Salon heraufkommen. Er befreite mit schneller Bewegung seine Hand und eilte hinaus.

Nina bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Der Zuruf der Herrin erweckte sie aus ihrer Selbstvergessenheit.

„Was ist Dir?“

Nina blickte verwirrt um sich.

„Was ist geschehen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen.

„Bleib' und antworte!“ rief die Dame herrisch.

Nina gehorchte.

„Was soll ich sagen?“ flüsterte sie.

„Was hier vorgefallen ist, will ich wissen.“

„Was vorgefallen ist . . .?“

„Der Prinz war soeben hier.“

„Ja.“

„Du hast mit ihm kokettirt?“

Mit blitzenden Augen richtete sich Nina in die Höhe.

„Frau Herzogin!“

„Er hat Dir vielleicht Anträge gemacht?“

Drohend trat das Mädchen auf die Dame zu. „Wie könnte er das wagen!“

„Ganz recht. Er würde die Achtung vergessen, die er meinem Hause schuldet — aber geschehen ist hier Etwas . . .“

„Ja, Frau Herzogin,“ rief Nina in ihrer Leidenschaft jede Rücksicht vergessend, „ich liebe ihn!“

Ein heiteres, ungezwungenes Gelächter entfloh den Lippen der Dame. Beruhigt drehte sie der „Compagna“ ihrer Töchter den Rücken und setzte sich an den Schreibtisch.

„Du bist närrisch geworden,“ sagte sie. „Geh und erwarte meine Befehle.“

Noch an demselben Tage legte Nina ihre gewöhnliche Tracht wieder an, und mit einem Bündel in der Hand verließ sie den Palast della Regina.

Mit gesenktem Kopf schritt sie langsam durch die Straßen. Sie ging in La Flora, den vor der Porta St. Felice gelegenen weitausgedehnten Park. Hier wandelte sie die Alleen entlang, bis sie tiefer in das Gehölz gerieth. Sie setzte sich endlich auf eine halbversteckte Bank.

„Es ist noch zu früh,“ murmelte sie.

Leise rauschte es in den Orangenbäumen, die mit ihrem süßen Blüthenduft weithin die Luft erfüllten. Ganz in der Ferne hörte man das Rollen einzelner Wagen. An der Marina, dem reizend am Meer gelegenen Fahr- und Promenadenweg der vornehmen Welt, die hier bei Abendbeleuchtung und Musikbegleitung ihren Korso abhielt, war es noch still. Deutlich ließ sich das Murmeln eines

Baches vernehmen. Nina betrachtete die zarten Blätter und Gräser um sich her, hier und da gewahrte sie einen drolligen Kauz von Käfer, der seine dünnen Beinchen reckte, oder einen buntfarbigen Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte. Zu ihren Füßen bereiteten sich ein paar junge Vögel ein Loch im Sande, während andere mit gesträubten Federn, zitternden Flügeln und aufgerissenem Schnabel bei den älteren Kameraden um Futter bettelten.

Das Mädchen hatte früher nie auf solche Dinge geachtet, sie waren ihr ganz neu. Allgemach wurde es stiller und friedlicher in ihrer Seele.

Ich will in ein Kloster gehen, dachte sie. Da sind auch schöne Gärten. Da werde ich auch draußen sitzen und mich ergötzen — und ihn lieben . . .

Die Glocken begannen das „Ave Maria" zu läuten.

Nina sank auf ihre Knie und betete. Dann erhob sie sich, ergriff ihr Bündel und schritt rüstig weiter nach den entlegenen, felsigen Abhängen, in denen sich die natürlichen Grotten befanden, die der Volksglaube mit allerhand Sagen und Märchen ausstattete. Sie schritt über unwegsames Gestrüpp, drängte sich durch dichtes Gebüsch und gelangte an eine Pinie, die wie ein Merkmal über ihre Umgebung hinaufragte. Hier blieb Nina stehen und stimmte mit halblauter Stimme ein bekanntes Volkslied an. Sie sang nur die ersten Takte, dann spähte sie nach allen Seiten, ob Niemand in der Nähe sei. Als sie nichts Verdächtiges gewahrte, näherte sie sich schnell der nur wenige Schritte entfernten Grotte und schlüpfte in die dunkle Oeffnung. Kaum hatte sich ihr Auge an

die herrschende Dämmerung gewöhnt, als auch schon Fra Leo vor ihr stand.

„Komm,“ sagte der Mönch leise, nahm ihre Hand und führte sie in die Tiefe, einen schmalen Felsengang entlang, bog dann um eine Ecke und trat mit ihr in einen halbrunden Raum, der von einer oben sich öffnenden schmalen Spalte in dem Felsen erleuchtet wurde. Auf dem Boden lag eine Strohmatte, an der Felswand war eine bequeme Rasenbank angebracht, ein hoher, abgeflachter Stein diente als Tisch, über dem eine Ampel mit einem Oellämpchen herabhing. Mehrere umherliegende häusliche Geräthschaften verliehen dem seltsamen Raum ein fast wohnliches Ansehen.

„Welche Ueberraschung,“ sagte der Mönch. „Ich traute meinen Ohren nicht, als ich Deine Stimme hörte. Ich freue mich, daß Du mich einmal besuchst. Aber mir scheint fast, Du kommst nicht meinetwegen,“ — er musterte sie forschend, — „und wieder im alten Kleid?“

„Ja, Fra Leo. Im alten Kleid — aber im alten Kleid eine ganz andere Nina“ . . . Beide setzten sich.

Nina legte einen aufrichtigen Bericht ab.

Fra Leo hörte ruhig zu. Erst als Nina, erglühend, stockend, von ihrer Liebe zu sprechen begann, belebten sich seine Züge. Mit gespannter Erwartung lauschte er auf ihre Worte.

„Diese erste Begegnung mit dem Prinzen war auch die letzte?“

„Ja, Fra Leo.“

„Gott sei gepriesen!“

Fra Leo hob den Blick zum Himmel und verweilte

so eine ganze Zeit, während es wie ein Schimmer in seinen Augen glänzte.

Nina sah ihn erstaunt an.

„Was ist Euch, Fra Leo?"

„Kind, Kind, Du bist einer großen Gefahr entgangen. Ich danke der Herzogin, daß sie so streng mit Dir verfuhr, so wenig ich ihr sonst zu danken habe."

„Was habt Ihr gegen sie?"

„Sie ist schuld, daß ich hier hause, ein niederes Werkzeug meiner ehrgeizigen, mächtigen Brüder. Sie ist schuld, daß ich, statt mich in einem einsamen Kloster einem beschaulichen Leben zu weihen, hierher verschlagen worden bin, Rache und Verzweiflung im Herzen . . . Doch nein, das verstehst Du nicht!"

„Sprecht, Fra Leo," bat Nina. „Sagt mir Etwas aus Eurem Leben! Ich habe jetzt Zeit und Muße, und mein Sinn ist so ernst, wie er noch nie gewesen ist! Später führt Ihr mich zu Eurer Schwester. Donna Concetta wird mir gewiß ein Obdach gewähren, bis ich weiß, was aus mir wird. Nicht wahr?"

„Gewiß wird sie das."

„Nun seht, so ist Alles in Ordnung, und ich kann hier ruhig bei Euch sitzen und Euch anhören. Wer weiß, wann wieder ein solcher Augenblick kommt — und mich verlangt es längst, über Eure Vergangenheit Etwas zu wissen. Seht — auch möchte ich meine Gedanken ablenken . . . ach, Ihr wißt nicht . . . immerfort steht er mir vor Augen . . . freilich Ihr könnt so Etwas nicht begreifen!"

„Meinst Du?"

Der Mönch sah trübe lächelnd vor sich hin. Dann legte er sanft die Hand auf Nina's Haupt und starrte ihr, in Gedanken versunken, in's Antlitz.

„Woran denkt Ihr, Fra Leo?" fragte das Mädchen plötzlich.

Er richtete sich schnell auf und ließ die Hand von ihrem Haupte fallen.

„Woran? — Ich dachte wohl an zwanzig Jahre zurück ... als Du noch nicht geboren warst, als ich Deine Mutter kennen lernte."

„Meine Mutter! rief Nina. „Ich weiß, daß Ihr sie kanntet, aber Ihr habt mir nie etwas Näheres gesagt. Kanntet Ihr sie genau?"

Wieder sah Fra Leo das Mädchen wehmüthig an. Nina war seltsam bewegt. Sie ahnte, daß dieser stille Mann viel erlebt, viel erlitten hatte.

„Nun, Fra Leo?"

„Ja, ich will Dir Manches sagen. Ich werde alt, und ehe ich sterbe, sollst Du Alles wissen, Alles." — Er sann erst einen Augenblick, dann begann er langsam:

„Ich war ein frischer, fröhlicher Bursche und hatte eine Braut. Ein junges, blühendes Geschöpf, die, „schöne Malteserin" genannt. Sie ernährte sich durch Spitzenklöppelei, und ihre Spitzen waren auf der ganzen Insel berühmt. Durch den Verkehr mit vielen, meist reichen Leuten, die sie ihrer Spitzen und ihrer Schönheit wegen aufsuchten, hatte sie sich eine größere Bildung angeeignet, als man sie bei Mädchen ihres Standes sonst zu finden pflegt. Doch dies Alles machte sie nicht stolz, sie blieb das muntere Ding, das so fröhlich vor der Madonna seinen

Rosenkranz betete, als es vor dem Spiegel stand und sich putzte. Wir liebten uns und wollten uns so bald als möglich verheirathen. Um mir hiezu einige Piaster zu sparen, trat ich in den Dienst des Herzogs della Regina, der seine Leute reichlich lohnte."

Fra Leo hielt einen Augenblick inne.

„Es waren die wenigen glücklichen Monate meines Lebens, deshalb verweile ich unwillkürlich bei ihrer Erinnerung . . . jetzt geht es bergab, unaufhaltsam bergab!" —

Schneller fuhr er fort:

„Es war in den bösen vierziger Jahren, da unser theures Vaterland durch die wiederholten Aufstände gegen die verhaßte Fremdherrschaft des Königs Ferdinand II. in wilde Gährung versunken war. Die von der Regierung vorgenommenen grausamen Strafen und blutigen Exekutionen verbreiteten auf ganz Sizilien Schrecken und Empörung. Die Zahl der Revolutionäre stieg von Tag zu Tag. Mitte Januar 1848 brach in Palermo ein Aufstand los, der nach mehrtägigem heißem Straßenkampf die Stadt in die Gewalt der Aufständischen brachte. Santo Dio! ich war Tag und Nacht auf den Barrikaden! Als das Volk sich des königlichen Schlosses bemächtigte, befahl mir mein Herzog, den kostbaren Thronsessel heimlich nach seinem Palast zu bringen, damit die Edelsteine, mit denen der Stuhl geschmückt war, nicht verloren gingen. Ich gehorchte, und dies war mein Unglück, denn als die Regierung wieder Oberhand gewann und die Revolutionäre in's Exil geschickt wurden, mußte ich mit dem Herzog die Heimat verlassen. Mein Herr, der mich als seinen Mit-

wisser fürchtete, fühlte sich schuldig — so denke ich mir — denn mit der Rückgabe des unversehrten Thronsessels hätte sich der Herzog bei der Regierung ein Verdienst erworben. Ihm mußte daran liegen, die Gunst seines Königs wieder zu erringen, denn er hatte in der Heimat Frau und Kinder zurückgelassen. Petitionen über Petitionen gingen an den königlichen Hof ab, um ihm die Rückkehr zu ermöglichen. Indessen reiste er mit mir in der Welt herum, höher hinauf nach dem Norden, wo die Berge immer niedriger werden und die Flüsse immer breiter und ruhiger fließen. Wir kamen in großmächtige Städte und sahen viel Neues und Seltsames.

Eines Tages, als ich von einem kurzen Ausgang in den Gasthof zurückkehrte, in dem wir abgestiegen waren, fand ich den Herzog nicht mehr vor. Ich wollte in sein Zimmer — dasselbe war bereits von einem andern Gast besetzt. Man schob mich zum Hause hinaus und schalt in der fremden Sprache auf mich ein. Ich verstand die Leute nicht — aber ich begriff, daß mein Herr mich verlassen habe.

Da stand ich nun auf der Straße ohne Geld, ohne Kenntniß der Sprache, einem Vagabunden gleich . . .“

„Schrecklich!“

„Ich will es kurz machen. Ich wurde wegen Landstreicherei eingesperrt. Als ich meine Strafe abgesessen hatte, bettelte ich mich ein Ende weiter, zurück nach dem Süden — Italia, sagte ich den Leuten: Italia! und man wies mir den Weg. Hin und wieder wurde ich von Neuem von Gendarmen aufgegriffen und mußte wieder sitzen . . . wenn ich dann herauskam, hieß es wieder:

des Thronsessels ist mir zur Aufklärung mancher Thatsachen wichtig, aber ich werde dem Schicksal nicht vorgreifen. Ich habe genug zu thun, um das Land von Mördern und Dieben zu säubern und die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen. Damit entließ mich der Treffliche, dem ich es zu verdanken habe, daß wieder bessere Gefühle in mein Herz zogen und daß ich von Neuem ein nützlicher Mensch zu werden begann. Maniscalco aber war ein echter Galantuomo! Was er versprach, hat er gehalten! Er hat erreicht, was Keiner vor ihm erreichte. Es gelang ihm, die Straßen wieder sicher zu machen, die Ruhe wiederherzustellen und Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Die Sizilianer konnten sich wieder zu Bette legen, ohne Zittern für ihre Habe und ihr Leben!“

„Und Ihr, mein Vater, was geschah mit Euch?“

„Ich wurde ein Anderer, so äußerlich, wie innerlich. Mit meinem Mönchskleid war eine andere Gesinnung über mich gekommen. In meiner Verehrung für den einzigen Mann, den ich achten gelernt hatte, schloß ich mich mit ganzer Seele dem alten Regime an. Ich traute den Liberalen, den zungenfertigen Schreiern nach Freiheit und Fortschritt nicht mehr. Hatte ich doch an meinem Herzog gesehen, wie sie den Mantel nach dem Winde drehten! Ich diente fortan dem hohen Klerus, der mich, wie Tausende seiner Anhänger, benutzte, um theils für das Papstthum, theils für die Reaktion zu wirken. Man sagt, daß alle diese Männer, die hohen und niedrigen Geistlichen, nur selbstsüchtige Interessen verfolgen, ihre Autorität, ihre Pfründen erhalten sehen wollen, doch

machen die Nobili es besser? Sind sie bereit, um ihrer Prinzipien willen Aemter und Privilegien zu opfern? Und mag es sein, wie es will, wir dienen doch zuletzt der Wohlthätigkeit! Von der Schwelle des herzoglichen Palastes bin ich fortgejagt worden, doch die Kirche nahm mich auf, und im Kloster hat noch ein Jeder eine Zuflucht gefunden."

Nina nickte zustimmend. Hatte sie doch auch an das Kloster gedacht.

„Und Maniscalco?" fragte sie.

„Der Edle hat die Vergänglichkeit weltlicher Macht an sich selbst kennen gelernt. Als die Tage des Unglücks für ihn kamen, den jetzt jeder Straßenjunge ungestraft einen „Henker" nennen darf, da erkannte ich erst ganz seine große Seele. Die Palermitaner wunderten sich über den Muth, mit welchem er wenige Tage nach dem Mordanfall auf sein Leben allein durch die Straßen ging. Er glaubte noch nicht an sein Unglück. War doch die Wunde, die ihm sein Mörder geschlagen, nicht lebensgefährlich gewesen. An dem Tage aber, da die Thore der Vicaria vom wüthenden, aufgehetzten Pöbel gesprengt wurden, da begriff er, daß seine Gewalt über Sizilien zu Ende sei. Sie werden mir fluchen, diese Sizilianer, sagte er, sie wollen mein Verderben, weil sie alle vor mir, dem bürgerlichen Emporkömmling gezittert haben. Komm, Fra Leo, so sprach er zu mir, dem Einzigen, der ihn in der Stunde des Unglücks aufsuchte, hilf mir so viel fortschaffen daß mein Weib und meine Kinder nicht betteln zu gehen brauchen . . . Er zeigte mir die Zufluchtsstätte, die er allein kannte, und rettete sich hierher, bis

er die Seinen in Sicherheit wußte. Dann trennten wir uns. Ich weiß nicht, welcher Winkel der Erde den braven, unglücklichen Mann beherbergt."

„Also durch ihn habt Ihr diese Höhle entdeckt?" fragte Nina und sah sich um. „Aber so sagt doch um Gotteswillen, warum lebt Ihr hier, kaum wie eines Menschen würdig? Schlaft Ihr hier? Nein, nein, das ist nicht möglich — o sagt!"

„Ein Gelübde schließt mir den Mund," antwortete Fra Leo ernst. „Wir sind nicht weit von meiner Wohnung, aber keines Menschen Auge würde den Eingang entdecken, wenn nicht ein wunderbarer Zufall ihn auf die Spur lenkte."

„Und warum lebt Ihr so geheimnißvoll?"

„Du hast mich schon oft gefragt und ich gab Dir stets dieselbe Antwort: ich diene meinen Oberen."

Das Mädchen athmete beklommen.

„Ich wünschte, wir blieben zusammen," sagte sie, „ich sorgte für Euch und pflegte Euch, wie es mir zukommt. Ich habe jetzt ein Recht auf Euch, und Ihr auf mich, Vater! Lieber, armer Vater, kann ich Euch durch Nichts entschädigen für das, was Ihr entbehrt habt? Seht wenn ich für Euch leben dürfte . . ."

„Du liebst mich," erwiderte Fra Leo sanft, „das ist eine Gnade Gottes, die mich reich entschädigt, — mehr hat er nicht gewollt, und was er thut, ist wohlgethan."

In diesem Augenblick ertönte eine helle Stimme und sang dieselbe Strophe, die Nina angestimmt hatte.

„Crispino ist es," sagte der Mönch als das Mädchen aufsprang.

Nach wenigen Minuten trat der Jüngling in den Raum.

„Nina!“ rief er überrascht. „Du hier? Was willst Du hier, von wo kommst Du her?“

Fra Leo erklärte ihm mit wenig Worten den Zusammenhang. Als Crispino hörte, das Nina die herzogliche Familie verlassen habe, schien er sehr befriedigt.

„Das ist gut. Das gefällt mir,“ sagte er.

„Du kannst jetzt Nina zu meiner Schwester bringen,“ meinte Fra Leo.

„Warum wollt Ihr nicht —?“ fragte Nina, die eigenthümlich befangen, dem offenen Blick des Jünglings auszuweichen versuchte.

„Ich habe noch zu thun.“

Sinnend blickte der Mönch auf die beiden jugendkräftigen Gestalten vor ihm.

„Nina,“ sagte er langsam, „Du hast auf dieser Welt keinen anderen Freund als mich, aber ich bin alt, ich kann bald sterben — dann halte Dich an Crispino. Er hat ein gutes Herz —“

„Und tüchtige Fäuste,“ schaltete der Genannte ein. „Wehe Dem, der Dir ein Haar krümmen wollte!“

„Recht, sei Du ihr Beschützer.“

„Hm. An mir soll es nicht fehlen . . . aber Nina ist stolz . . . . bei ihr muß schon ein Prinz kommen, wenn —“

„Was schwatzest Du da!“ stieß das Mädchen tief erröthend hervor. „Ich bin nicht mehr stolz —“

„Wirklich nicht? Nina, sieh mich an!“

Nina hob die Blicke zu dem jungen Menschen. Es

lag eine Sinnigkeit in ihren Zügen, die ihn entzückte. Er fuhr sich mit beiden Händen durch das krause Haar. „Fra Leo," rief er, „helft mir in's Reine zu kommen! Der Teufel hole alles Zaudern! In der Liebe soll man resolut sein — fragt das Mädel, ob sie mein Weib werden will . . . aber macht schnell!"

Darauf drehte Crispino ihnen den Rücken und starrte aufmerksam nach oben durch die Felsspalte den schmalen Streifen blauen Himmel an.

Fra Leo schwieg, aber er sah die Tochter mit einem bedeutungsvollen Blick an, den sie wohl verstand. Alles, was der erfahrene Mann ihr hätte sagen können, war ihr schon durch den Sinn gegangen. Ihre Liebe war eine hoffnungslose. Von allen Seiten drohten ihr Gefahren, besser, sie wurde das Weib Crispino's.

Noch ein schneller, auffordernder Blick Fra Leo's, ein entschlossenes Kopfnicken von Seiten des Mädchens, und der Mönch nahm den Jüngling an den Schultern, drehte ihn um und stellte ihn gerade vor Nina hin.

„Reicht Euch die Hände — so! Ihr seid Verlobte."

Crispino schleuderte jauchzend seine Mütze in die Luft und hob Nina wie einen Federball in die Höhe.

„Mein, mein!" rief er, und hätte es der Raum erlaubt, er wäre mit ihr in die Runde getanzt.

„Gebt uns gleich zusammen, Fra Leo," sagte er, als Nina wieder auf den Füßen stand.

„Man stürzt nicht kopfüber in den heiligen Ehestand," wehrte der Mönch dem Aufgeregten. „Genießt Euren Brautstand, bereitet Euer bescheidenes Heim mit Ernst und Verstand, dann kommt wieder zu mir."

Damit drängte er Beide sanft in den dunklen Gang hinaus nach dem Ausgang der Grotte. Nina küßte ihm schnell die Hände.

„Lebt wohl!“ sagte sie bewegt.

„Leb' wohl . . . Gott sei mit Euch und leite Eure Schritte.“

Das junge Paar ging Arm in Arm den Weg, den Nina vor wenig Stunden allein gekommen war. Sie versank in Gedanken, während er vor Freude allerhand zusammenschwatzte.

Concetta, die Wittwe eines Korbflechters, die das Handwerk ihres verstorbenen Mannes fortführte und sich auskömmlich damit ernährte, bewohnte eine Hütte am Meeresstrande. Die Alte, froh der Abwechselung, empfing die unerwarteten Gäste bei guter Laune.

„Schau, schau! Deine Braut? Eine schmucke Dirn — Ihr gebt ein sauberes Paar —“

„Kann Nina bei Euch bleiben? Ich muß aber täg-ich kommen dürfen, sie sehen, das sag ich Euch . . .“

„Sta bene, sta bene,“ nickte das Mütterchen. Dann wandte sie sich an Nina, die schweigend dastand.

„Mach' es Dir indessen bequem, so gut, als es geht, ich hole ein frisches Laken von oben herunter.“ Damit stieg sie die Leiter zu ihrem Dachboden hinan.

Crispino wandte sich zum Gehen.

In der Thüre drehte er sich noch einmal um.

„Warum bist Du denn eigentlich von der Herzogin fortgegangen?“

Verwirrt stand Nina da. Sie faßte sich rasch.

„Das sage ich Dir, wenn wir Mann und Frau sind.“ Damit schob sie ihn hinaus.

Nachdenklich ging Crispino seines Weges.

„Dann erst? Gleichviel! Sie ist ohne Schuld geblieben — die Kerze hat geholfen. Von jetzt ab bin ich da.“

* * *

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Der Abstand zwischen den weichen, seidenen Pfühlen im Palast della Regina und dem schmalen, harten Strohkissen in der Hütte der alten Concetta war zu groß, als daß Nina hätte gut schlafen können.

Im Gegentheil . . .

Unruhig wälzte sie sich hin und her. Ihre Glieder schmerzten von dem unbequemen Lager, die verräucherte Luft im engen Raum beklemmte ihre Brust. Dazu belästigte sie das laute eintönige Schnarchen Concetta's derart, daß sie endlich aufsprang, zornig die rauhe Decke von sich warf und in's Freie trat.

In nächtlicher Stille lag alles rings umher.

Jenseits, an der andern Seite des Hafens, wo die Marina mit ihren vierfachen Baumreihen sich im Halbrund erstreckte, schimmerten die Laternen wie eine Schnur von matten Perlen. Alles Leben schien dort erloschen, wo sonst die bunteste Menge, die prächtigsten Equipagen, die rauschende Militärmusik so oft Nina's Ergötzen bildeten. Alles das vorüber! Unbemerkt und unbewundert sollte sie fortan ein stilles, kärgliches Dasein führen . . . auf Strohkissen schlafen, mit Holzlöffeln speisen, ihrem Manne die Jacke flicken . . . Das war ihre Zukunft . . .

Ihr schauderte.

„Es hat ja noch Zeit," dachte sie, — „vielleicht schnarcht er auch so, wie die drinnen, — ja, ja — es hat noch Zeit . . ."

Sie überlegte.

Warum sollte sie in einem anderen vornehmen Hause nicht eine zweite Stellung bekommen, in der sie sich noch eine Weile des Lebens freute? Und dann — wenn sie Lohn bekäme, und sich eine Mitgift ersparte — hätte Crispino Etwas dagegen haben können?

Eine innere Stimme schien ihr zu sagen, daß dies nicht der Weg sei, den sie zu gehen habe — aber sie hörte nicht auf die Stimme. . . .

Es war ihr Verhängniß.

Bergab, hatte ihr Vater gesagt, unaufhaltsam bergab, so ging es auch mit ihr.

Sie ahnte nicht, daß der Weg durch den duftigen Orangenhein, den glückstrahlenden, harmlos plaudernden Bräutigam an der Seite, das Gemüth von guten Gedanken bewegt das reinste, schönste Blatt in ihrem Lebensbuche war.

„Ich gehe morgen zum Hochwürdigen." Dies war ihr Entschluß.

Sie kehrte in die Hütte zurück und legte sich hin. Diesmal schlief sie schneller ein. Sie träumte von Rosine, die einen Kavalier zum Mann bekommen hatte.

Da Nina von ihren früheren Herrinnen, die sie fast unaufhörlich in Anspruch genommen hatten, unzertrennlich schien, so erlaubte ihr der Hochwürdige einst, ihn auch des Abends zu besuchen, wenn die Damen ihrer

nicht mehr bedurften. Nina hatte diese abendlichen Besuche wiederholt und stets einen kleinen Vortheil dabei gefunden. Bald war es ein Piaster zur Erfüllung eines Wunsches, bald ein Heiligenbild, dann wieder ein Gebetbuch. Bei ihrem letzten Besuch erhielt sie den schönen, kostbaren Rosenkranz vom Pater. Alle diese Gaben wurden mit väterlichen Ermahnungen begleitet. Daß der fromme Mann während seiner wohlmeinenden Reden ihre Wangen streichelte und ihre Hand lange in der seinen hielt, konnte ihr nicht besonders auffallen, war dies doch die Manier aller frommen Herren im Lande.

Um den Hochwürdigen in seinen vielen Geschäften nicht zu stören, ging sie am folgenden Tage ebenfalls erst gegen Abend zu ihm. Sie wurde gütig empfangen und in ein Gemach geführt, das sie noch nicht kannte.

„Hier sind wir ganz ungestört. Erzähle, meine Tochter, wie es Dir gegangen ist.“

Nina erstattete Bericht, ohne den eigentlichen Grund ihrer plötzlichen Entlassung zu erwähnen. Dagegen ließ sie durchblicken, daß die jungen Damen auf sie eifersüchtig geworden seien. Sie fragte den Pater, ob sie nicht in einem anderen Hause eine ähnliche Stellung finden könne.

„Vielleicht bei der Prinzessin Spadda? . . .“ meinte sie zögernd.

„In diesem Hause möchtest Du leben?“ fragte der Priester überrascht.

„Ja, Hochwürdigster . . .“

Sein Gesicht verfinsterte sich. Glaubte das Mädchen etwa, daß der Prinz bei seiner Mutter lebe, und war er es, der sie in das Haus lockte?

„Da die Prinzessin ganz allein lebt, wäre für sie kein Hinderniß da, Dich bei sich aufzunehmen," sagte er langsam.

„Ich weiß es, daß sie allein lebt, eben deshalb meinte ich, daß sie mich als Compagna brauchen könnte."

Er hatte ihr Unrecht gethan. Er verbarg seine Befriedigung darüber und meinte:

„Ei nun, wir können uns die Sache überlegen, meine Tochter."

Er erhob sich, ging an einen Schrank, holte einige Flaschen und Gläser hervor und ließ Nina einen Tisch vor den Divan schieben. Beide stellten noch Teller und einige verdeckte Schüsseln darauf, dann setzte sich der Hochwürdige und gab Nina einen Wink, dasselbe zu thun. Sie gehorchte.

„Wir wollen in Ruhe über die Angelegenheit sprechen, aber ich muß mein Abendessen zu mir nehmen, mein Kind, ich war heute sehr angestrengt und habe seit Mittag keinen Tropfen über die Lippen gebracht. Du kannst mir Gesellschaft leisten."

Er schob ihr Glas und Teller hin.

„O nein, Hochwürdigster," stotterte Nina von so viel Herablassung beschämt.

„Ziere Dich nicht. Iß und trink und sage Alles, was Du auf dem Herzen hast. Ich überlege indessen, was sich für Dich thun läßt. Deine Zukunft liegt mir am Herzen, meine Tochter, deshalb sprich offen zu mir."

Er goß die Gläser voll und bewog Nina, den feurigen Wein zu kosten.

Sie wurde munter und kam in's Sprechen. Sie er-

zählte, daß sie sich gern eine Ausstattung verdient hätte, daß sie sich verlobt habe — der Pater hörte kaum hin, Anderes schien ihn zu beschäftigen, erst als sie Crispino's Namen aussprach, ward er aufmerksam. Er wunderte sich, wie sie, ein so gewitztes Mädchen, solchen armen, unbedeutenden Burschen lieben könne.

„Ich liebe ihn auch nicht," versetzte sie schnell.

„Wie?"

„Im Gegentheil —"

„Was heißt das?"

Sie ward verlegen, sie bemerkte, daß ihre Zunge zu vorschnell gewesen sei.

„Du magst ihn nicht leiden?"

„Das wohl, aber — —" Das Blut stieg in ihre Wangen.

„Du liebst einen Anderen?" fragte der Pater inquisitorisch.

„O mein Gott —"

„Du heirathest Crispino, um dieser Liebe zu entfliehen?"

Nina schwieg.

„Antworte," befahl der Pater in strengem Ton.

„Ja, ja . . ."

„Du wagst diese Liebe nicht zu gestehen, denn es ist ein hochgestellter Mann, zu welchem Du die Neigung empfindest?"

„Ach, Hochwürden, Ihr wißt auch Alles . . ."

„Prinz Spadda ist es!" rief der Pater.

„O Madonna!"

Sie verbarg das Gesicht in den Händen.

Der Pater überlegte. Gewohnt, jede sich ihm darbietende Situation im Leben auszunutzen, sann er hin und her, auch diese Fügung zu seinem Vortheil zu lenken. Prinz Spadda, den er wie einen Todfeind haßte, wurde von diesem Mädchen aus dem Volke geliebt, er, der durch seine bevorstehende Verbindung mit der herzoglichen Familie noch mehr an Ansehen und Einfluß gewann ... Wie, wenn diese Liebe Nina's ihn so kompromittirte, daß seine Heirath rückgängig würde?

Plötzlich fiel dem Grübelnden Crispino ein. Gleichzeitig tauchte ein anderer Plan in ihm auf, so schlau, als verwegen.

Pah, dachte er, kompromittirt! Nein — vernichtet muß er werden!

„Wie seltsam," sagte er langsam zu dem Mädchen, das noch immer in peinlichster Befangenheit neben ihm saß, „ich habe heute immerwährend an den Prinzen denken müssen — er ist ein ritterlicher, liebenswürdiger junger Mann, von der Natur wie vom Schicksal so sehr vor allen Anderen ausgezeichnet! Daß gerade er solche Feinde haben muß!"

„Feinde?"

„Feinde, die ihm an's Leben wollen."

„An's Leben?"

Nina sprang auf.

Ob ich ihr ein Märchen aufbinden darf? dachte der Hochwürdige. Sie ist nicht dumm — — nun, sei es versucht! „Ja," sagte er laut, nachdenklich den Kopf wiegend, „noch diese Nacht wollte ihn ein junger Mensch,

ein Fanatiker, der im Prinzen einen Feind des Glaubens sieht, — noch diese Nacht —" Er stockte.

„Nun? Nun?" fragte Nina, von Angst und Spannung gefoltert.

„Soll er ermordet werden."

„Jesus Maria!" schrie das Mädchen auf.

Der Pater beobachtete Nina. Ihre Augen leuchteten vor Schreck und Aufregung, sie drückte die Hände auf die wogende Brust und starrte ihn an.

Die hat keine Ueberlegung mehr, sagte er sich, ich kann es wagen. „Ja, ja," versetzte er mit trauriger Miene, „es sind böse Zeiten, in denen das Menschenleben nichts gilt."

„Das darf nicht sein," stieß Nina hervor, „das kann nicht sein!" Sie ergriff des Priesters Hände. „Hochwürdiger, helfen Sie mir, helfen Sie ihm! . . . Wenn es Wahrheit ist," fügte sie schaudernd hinzu.

„Es ist Wahrheit. Der fanatisirte Bursche, der, ahnungslos der Sünde, dies Verbrechen auf sein Gewissen laden will, war bei mir — er machte mir ein stammelndes Geständniß, er glaubt der Kirche zu dienen, indem er einen ihrer Gegner vernichtet . . . Um Mitternacht! rief er drohend und stürzte davon, ehe ich ihn zurückhalten konnte."

„Um Mitternacht . . . . und der Polizei ist nichts gesagt?"

„Sie kann das Verbrechen nur aufschieben, nicht verhindern, — denkst Du, solch ein Mensch ist nicht klug und kühn genug, ihr zu entgehen?"

„Das Haus muß umstellt werden —"

„Dann kommt er ein anderes Mal.“

„Es muß doch Etwas geschehen!“ rief die Geängstigste händeringend.

„Gewiß. Der Prinz wird sich vertheidigen und den Mörder unschädlich machen.“

„Man müßte ihn warnen, ihn vorbereiten —“

„Das wäre das Einzige, was uns bleibt —“

„Und Sie haben es nicht gethan, Hochwürdigster?“

Dieser zuckte schmerzlich die Achseln. „Von mir nimmt er keine Warnung an, ja, er spottet ihrer, — er ist nicht mein Freund.“

Nina wußte dies.

„Jemand, der ihm unverdächtig ist, müßte ihn warnen,“ sagte der Pater, wie überlegend.

„Ich will es thun!“ rief Nina freudig.

„Du, meine Tochter?“

„Ja, ja, ich! O, warum kam mir nicht gleich der Gedanke. Ich will zu ihm!“

„Hm, hm. Ja, das ginge. Dich würde er hören, Dir würde er glauben —“

„Schnell, schnell, wo ist er zu finden? Wo kann ich ihn sprechen?“

„Jetzt wird er wohl auf der Marina sein — aber bald dürfte er nach Hause kommen —“

„Wo wohnt er?“ fragte Nina in fieberhafter Erregung.

Der Pater nannte ihr Haus und Straße. Er rieth ihr, sich in das Haus einzuschleichen und erst, wenn Alles still sei, beim Prinzen anzuklopfen. Er wohne allein und würde ihr selbst öffnen.

Nina wandte sich zur Thüre. „Lebt wohl, Hochwürdiger!“

„Komm, trink noch einen Schluck.“

„Nein, nein, der Wein ist mir schon zu Kopf gestiegen —“

„Hier“ — er nahm eine andere Flasche vor — „dies wird Dich beruhigen. Du mußt klaren Kopf behalten, wenn Du Deine Sache gut machen willst. Wenn Du so wild daherkommst, denkt der Prinz an ganz andere Dinge und glaubt Dir nicht.“

„O nein — er darf nichts Böses denken,“ stammelte Nina und trank den Inhalt des aus der zweiten Flasche gefüllten Glases mit einem Zuge aus.

„Das ist gut,“ sagte der Pater mit einem sonderbaren Lächeln, das Nina nicht begriff. Verwirrt nahm sie Abschied und eilte davon.

Wenn Crispino ihr nur nicht begegnet, dachte der Pater, die Flaschen forträumend. Er muß bald hier sein.

Er lauschte auf die Straße hinaus. Nichts ließ sich hören.

Er streckte sich behaglich auf den Divan und überlegte:

Ich denke, das wird sich ganz gut machen. Das Mädchen, vom Wein und dem Schlaftrunk übermannt, wenn sie den Gegenstand ihrer Neigung erblickt, kaum noch wissend, was sie spricht, — — dann der Prinz, seine Ueberraschung, die späte Stunde, das schöne Kind, plötzlich schlaftrunken zusammensinkend — der Pater mußte laut auflachen — es wäre doch sonderbar, wenn Crispino, das Paar so bei einander erblickend, sich nicht auf seinen

vermeintlichen Nebenbuhler stürzte und ihn mit einem Stich zu Boden streckte. Der Pater starrte gedankenvoll in's Leere. Der Prinz ist nicht mehr ... ohne daß ich ... Er lächelte: Es geht Alles auf die natürlichste Weise zu!

Gemächlich schenkte er sich von Neuem das Glas voll, als er die Ausgangsthüre gehen hörte. Gleich darauf näherte sich Jemand durch die Gemächer. Der Pater sah dem Eintretenden mit der gewohnten milden Ruhe entgegen. Jede Spur von Aufregung verschwand von seinen Zügen.

Es war Crispino. Athemlos begrüßte er den Pater.

„Hochwürden ...“

„Was hast Du? Du scheinst außer Dir.“

„Ich bin nur so gelaufen. Ich komme aus einer Volksversammlung vor der Porta Nuova, in der Osteria al gallo rosso. In der ganzen Vorstadt sind solche Zettel vorgefunden worden.“ Er reichte dem Pater einen Zettel hin, auf dem er die Schriftzüge Fra Leo's erkannte. Ich werde es lesen, dachte er, damit gewinne ich Zeit, Nina und der Prinz dürfen nicht zu früh überrascht werden. Er las laut, mit allen Zeichen unwilliger Verwunderung:

„Sizilianer! Laßt Euch nicht bethören, wenn man Euch jetzt die Ohren von Freiheit und Gleichheit vollschwatzt! Man schmeichelt nur Eurer Lust und Eurer Eitelkeit und wiegt Euch in Sicherheit und Vertrauen, um Euch dann desto bequemer aller Eurer Freiheiten wieder zu berauben. Ein Usurpator ist immer ein Despot! Nehmt Euch in Acht! Glaubt nicht den hochtrabenden Worten, es ist Schellengeklingel. Erst verderben sie Eure Sitten, die frechen piemontesischen Eindringlinge,

dann setzen sie Euch den Fuß auf den Nacken. Ihr geht Eurer Freiheit, Eurer Religion und aller göttlichen Gnade verlustig. Lehnt Euch auf gegen Jene, die sich fälschlich als Eure Obrigkeit gebahren, mißtraut Denen, die sich jetzt Eure Brüder nennen, nachdem sie Euch mit den Waffen bekämpft! Haltet die Augen offen und schließt das Herz! Nehmt Euch in Acht, Sizilianer!"

Der Pater schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sie meinen," sagte Crispino, „das hätte ein Pfaffe geschrieben."

„Warum das?" fragte der Pater, im Stillen amüsirt über des Burschen Naivetät.

„Weil von Gott und der göttlichen Gnade darin vorkäme."

Das werde ich mir merken, dachte der Pater. „Und was weiter? Erzähle, mein Sohn."

„Fast Haus für Haus lag heute früh solch ein Zettel auf der Schwelle, und nahm ihn nicht ein Hausbewohner auf, so that es ein Vorübergehender. Keiner wußte, woher die Zettel kamen. Sie schienen wie vom Dach gefallen. Die Leute blieben stehen und lasen, es kamen immer mehr dazu, und wer noch keine Zettel hatte, ließ sie sich von den Anderen geben. Immer mehr wuchs das Gedränge, der Lärm, da kam Militär und trieb die Menge auseinander. Fast wäre es zum Handgemenge gekommen, aber die Leute stoben fort, um sich auf der Straße vor der Porta Nuova wieder zusammenzufinden. Gemeinschaftlich marschirten sie in die Osteria. Da ging der Lärm erst recht los! Die Einen schrieen, es sei eine Infamie mit den Zetteln, und ließen den König hochleben,

die Anderen geboten Schweigen, Jene hörten nicht, Alles schrie wie toll durcheinander, bis ein paar Polizisten kamen und die ärgsten Schreier mit sich nahmen. Es gab blutige Köpfe! Der Wirth, puterroth, rang die Hände, und schrie, daß ihm die Konzession entzogen würde, das sei nun das dritte Mal im Monat, daß er den Krawall mit ansehen müsse, aber wolle er sein Hausrecht wahren, so schlügen sie ihn todt.“

Der Pater zerknitterte das Blatt in seinen Händen und sprach mit einem Seufzer:

„Ja, ja, es sind schlimme Zeiten. Die Leidenschaften nehmen im Menschen überhand und ersticken das bessere Gefühl in ihm. Es ist traurig, sehr traurig! Soeben war ein Mädchen bei mir, ein sonst braves, gutes Kind, und gesteht mir unter heißen Thränen ihre Liebe zu einem Kavalier . . . gleich einem Dämon verfolge ihre Leidenschaft sie . . . sie sei wehrlos, ohnmächtig . . . alle ihre Frömmigkeit, ihre Tugend könne sie nicht schützen! Prinz Spadda ist ja freilich ein gar verführerischer Mann — und bei seinen gottlosen, freiheitlichen Ideen glaubt er weder an Sünde noch an Hölle und wird sich kein Gewissen daraus machen, ein armes Mädchen um seine Ehre zu betrügen, besonders wenn es schön ist, wie Nina —“

Crispino zuckte zusammen, doch fast gleichzeitig lächelte er über sich selbst. Gottlob, seine Nina war es nicht.

„Schon hat diese Liebe ihr Unglück gebracht,“ fuhr der Pater wehmüthig fort, „sie ist aus ihrer Stellung bei der Herzogin della Regina entlassen —“

Ein wilder Schrei unterbrach ihn. Crispino stand

mit funkelnden Augen dicht vor ihm. Scheinbar voll Staunen sah der Pater auf.

„Was ist Dir, mein Sohn?“

„Nina —“ stotterte Jener. Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Er hielt sich die Stirne, ihm schwindelte .... „Nina“ — begann er wieder — „sie sollte — sie war —?“

„Bei mir, um mir ihr Geheimniß zu beichten.“

„Nein, nein, das ist nicht möglich!“

„Was willst Du damit sagen, mein Sohn?“

„Nina — sollte — so falsch sein —?“

„Kennst Du sie?“

„Es ist ja meine Braut!“ stieß der Jüngling hervor.

Der Pater erhob sich.

„Das Mädchen ist Dir verlobt?“ fragte er würdevoll.

„Seit gestern —“

„Seit gestern! und heute ... o, über die Verworfenheit!!“

„Sie liebt ihn ...“ knirschte Crispino, auf dessen Wangen glühende Röthe mit fahler Blässe wechselte, „sie liebt ihn, sie betrügt mich — — Lebt wohl, Hochwürdigster.“

„Wohin willst Du?“

„Ich muß fort —“

„Wohin? frag' ich!“

Er ballte die Fäuste. „Noch weiß ich es nicht ... unterwegs wird es mir schon einfallen —“

„Keine Gewaltthat!“ herrschte der Pater ihn an, und mit gut gespielter, mitleidiger Unruhe fügte er hinzu: „Meide sein Haus ... geh nicht hin, mein armer Sohn, geh nicht hin ...“

„Warum nicht?“ fuhr der Wüthende auf. „Ist sie bei ihm?“

„Frage nicht, mein Sohn, frage nicht . . .“

„Sie ist bei ihm!“ Crispino zitterte wie Espenlaub.

„Folge meinem Wort, geh nicht hin, daß kein Unglück geschieht, ich befehle es Dir! Morgen, mein armer Sohn, sprich mit der Treulosen ruhig und ernst und —“

„Ruhig und ernst!“ hohnlachte der Jüngling, „da kennt Ihr mich schlecht! Nein, nein, es muß anders kommen — und heute noch, heute — lebt wohl!“

Er stürmte davon. Ein „Crispino, bleib!“ rief ihm der Pater nach, dann nickte er befriedigt mit dem Kopf: „Da soll nun Einer sagen, ich wäre schuld . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Prinz Spadda war indessen von der Marina in seine elegante Junggesellenwohnung heimgekehrt. Er hatte soeben den Degen abgeschnallt und auf einen Stuhl gelegt, als ein leises Klopfen an der Ausgangsthüre seiner Wohnung ertönte. Er glaubte sich geirrt zu haben und achtete nicht darauf. Wer konnte ihn nach Mitternacht noch aufsuchen wollen? Da ertönte das Klopfen zum zweiten Mal, schneller und heftiger.

Der Prinz nahm die Lampe vom Tisch und die Thüre öffnend, leuchtete er hinaus.

Der volle Lichtschein fiel auf Nina's Gestalt.

Der junge Mann trat fast erschrocken zurück.

„Du, Mädchen?“

Unwillig musterte er sie vom Kopf bis zu den Füßen. Sie fühlte es und verstand den unzufriedenen Ton in seiner Frage.

„O Herr,“ stammelte sie in schmerzlichster Verlegenheit, „denkt nichts Böses —“

„Was willst Du?“ fragte er kurz.

„Ich komme, Euch zu warnen.“

„Spare Deine Ausrede und gehe Deiner Wege!“ Er wollte die Thüre schließen.

„Herr, Herr,“ jammerte das Mädchen und streckte ihm flehend die Hände entgegen, „Ihr thut mir Unrecht, bitteres Unrecht!“ Dann sah sie besorgt um sich, ob Niemand in der Nähe ihren lauten Ruf hätte hören können. Der Prinz bemerkte es; er sah ein, daß ein außergewöhnlicher Fall Nina veranlaßt hatte, hierher zu kommen.

„Was hast Du mir zu sagen, sprich!“

„Nicht hier auf dem Flur,“ bat sie und sah sich wieder ängstlich um. „Man könnte uns hören.“

„Sind wir denn nicht allein?“

„Ich weiß es nicht . . .“ Wieder irrte sie mit den Blicken unruhig umher. Ihre unverkennbare Angst überzeugte den Prinzen; er ließ sie eintreten und zog die Thüre zu. Dann stellte er die Lampe fort und wandte sich wieder an Nina.

„Jetzt sage, was willst Du bei mir, um diese Stunde?“

Nina trat dicht an den Prinzen heran.

„Man will Euch morden.“

Der Prinz stutzte. „Was fällt Dir ein,“ rief er gezwungen lächelnd.

„Es ist Wahrheit, Herr!“

„Wer sagte Dir das?“

„Das darf ich nicht verrathen.“

Mißtrauisch fixirte er sie.

„Und was nun?“

„Seid auf Eurer Hut!“

„Vor wem?“

„Vor Eurem Mörder!“

„Unsinn!“ Er wandte sich verächtlich ab.

„O Herr,“ — Nina sank erschöpft auf einen Sessel nahe der Thür. Sie fühlte eine sonderbare Mattigkeit über sich kommen, ihr war es, als lägen schwere Lasten auf ihren Armen, als fielen ihr die Augenlieder zu. Gleichzeitig stockte ihr der Athem, und ihre Pulse schlugen heftig. „O mein Gott,“ murmelte sie — „wie ist mir ..?“ Plötzlich aber stand das Schreckgespenst des Mörders wieder vor ihrer Seele und rüttelte sie empor. Sie sah, wie der Prinz sie mit gerunzelter Stirn betrachtete.

„O Herr,“ schluchzte sie, „wenn Ihr mir nicht glaubt, dann thut Ihr Unrecht! Und warum wollt Ihr mir nicht glauben? Was hab' ich Euch gethan?“

Voll Zweifel stand er da. Ihre Thränen waren nicht erheuchelt, aber er hielt sie für Thränen der Beschämung. Er trat auf Nina zu und faßte ihre Hände. „Armes Kind.“

Nina erbebte.

„Ich weiß, Du liebst mich —“

Sie wollte ihm ihre Hände entziehen, wollte ihm versichern, nur gekommen zu sein, um ihn zu warnen, ihn zu retten, nicht um von Liebe sprechen zu hören, aber die schon vorhin empfundene, ihr räthselhafte Mattigkeit kehrte wieder und lähmte ihre Glieder, ihre Sprache. Sie

saß regungslos mit halbgeschlossenen Wimpern da, während sanfte, vertrauliche Worte wie aus der Ferne an ihr Ohr tönten:

„Meine arme Kleine, Du bist mir zu gut, als daß ich nach Laune mit Dir tändeln und Deine Neigung für mich mißbrauchen sollte. Verstehst Du mich?“

Sie verstand ihn sehr, sie verstand, daß er sie noch immer in einem schändlichen Verdacht habe, aber sie vermochte nicht gegen die sie immer mehr übermannende Betäubung länger anzukämpfen, ihre Kräfte schwanden, sie wäre zusammengesunken, hätte sie der Prinz nicht rasch in seinen Armen aufgefangen.

„Mein Gott — Mädchen, was ist Dir?“

„O Herr —“ ihr Kopf sank matt an seine Brust, sie schien sich zu besinnen auf das, was sie sagen wollte, dann fuhr sie selig lächelnd fort: „dann könnt ich Euch auch nicht so lieben, wie ich Euch liebe; — gerade so, wie Ihr da seid, so stolz und ehrlich — so — liebe ich Euch — —“

Sie schien einer Ohnmacht nahe, der Prinz fühlte, wie ihr Körper in seinen Armen immer schwerer wurde; er sah unruhig nach der Thür, als diese sich leise öffnete.

Crispino erschien auf der Schwelle. Als er das Paar erblickte stieß er einen wilden Fluch aus. Nina, von dem Prinzen, der nach dem seitwärts liegenden Degen griff, gewaltsam fortgestoßen, schreckte aus dem sie umfangenden Zauber empor und noch ehe Crispino, das Stilet in der Hand, den Prinzen erreichte, warf sie sich blitzschnell zwischen Beide und deckte mit ihrem Körper den Geliebten. Das im Stoß geschwungene Stilet senkte

sich in ihre Brust. Einen Augenblick standen die drei Gestalten wie gelähmt vor Schreck, dann sank Nina lautlos zusammen.

Ein wüthender Kampf entspann sich zwischen den beiden Männern. Crispino, entwaffnet, wich zurück und versuchte dem Prinzen den Degen zu entreißen, doch der kräftigere Mann siegte über den Jüngling. Sie waren Beide über den Flur bis zur Treppe gelangt, als ein heftiger Degenstoß Crispino zu Boden streckte.

Der Lärm brachte das ganze Haus in Allarm.

Der Prinz überließ den Schwerverwundeten den von allen Seiten Herbeieilenden und kehrte in seine Zimmer zurück, den Befehl gebend, eine zweite Tragbahre zu ihm zu schaffen.

Nina lag bewußtlos. Sie glich einer sanft und ruhig Schlafenden. Ihr Athem ging langsam und regelmäßig, ihre Züge lächelten wie im glücklichen Traum.

Der Prinz starrte sie an. Ein Wunder schien sich zu begeben. Die tödtlich Getroffene fühlte keine Schmerzen — sie schlief.

Leute kamen mit einer Bahre. Der Prinz hob die Verwundete mit äußerster Vorsicht und legte sie auf das Lager. Sie erwachte nicht. Es war ein lieblicher und doch auch grauenvoller Anblick, denn die scheinbar süß Schlummernde hielt krampfhaft den Griff des tief in ihre Brust gesenkten Dolches fest, und unaufhörlich sickerten die rothen Lebenstropfen durch ihre Finger. Ein Tölpel von Träger wollte den Dolch herausziehen.

„Soll sie verbluten?“ schrie der Prinz entsetzt und schleuderte den Mann zur Seite. Ein Anderer faßte zu

und half die Bahre nach der in derselben Straße gelegenen klösterlichen Krankenanstalt bringen. Der Prinz ging nebenher, auf jede Bewegung der Träger achtend. Unterwegs erfuhr er, daß Nina und Crispino Verlobte waren. Er begann den Zusammenhang zu ahnen.

In der Anstalt angelangt, trafen sie auf die Anderen, welche Crispino ebenfalls hierher gebracht hatten. Der Prinz empfahl den barmherzigen Schwestern jede mögliche Fürsorge und versprach am anderen Morgen wiederzukommen.

Als Crispino nach einigen Stunden wieder zu sich kam, sah er verwundert um sich. Die kahlen Wände, die dunkeln, steifen Holzsessel, das lebensgroße Bild des Gekreuzigten starrten ihm fremd entgegen. Erst der Anblick des Arztes und der still an seinem Lager waltenden Schwestern brachten ihn zum Bewußtsein seiner Lage. Laut aufstöhnend betrachtete er die ihm angelegten Verbände.

„Wo ist sie?“ fragte er nach einer Weile.

„Dort nebenan,“ erwiderte eine bekannte Stimme.

Crispino suchte mit den Augen, da erhob sich an seinem Kopfende Fra Leo. Das Gerücht der neuen Mordthat hatte sich durch alle benachbarten Straßen verbreitet und war auch zu dem auf dem Heimwege begriffenen Mönch gelangt. Hülfreich wie immer war er herbeigeeilt, um mit Entsetzen in den Verwundeten das junge Paar zu erkennen, dessen Hände er am Tage vorher friedlich in einander gelegt hatte.

„Wie geht es ihr?“

„Sie schläft.“

„Sie kann schlafen!?“ murmelte Crispino bitter.

„Sie kann schlafen," wiederholte Fra Leo, „denn sie ist schuldlos."

Die schmerzlich zuckenden Augen des Verwundeten hefteten sich finster auf den Mönch. Dieser rückte näher.

„Vorhin hatte sie einige lichte Augenblicke. Sie fragte nach Dir und als sie erfuhr, wie Du leidest, schwur sie hoch und heilig, Du habest ihr Unrecht gethan. Der Hochwürdige habe sie zum Prinzen geschickt, um ihn vor einem Mörder zu warnen."

„Er hielt sie in seinen Armen —"

„Weil sie einer Ohnmacht nahe war."

„Sie liebt ihn —"

„Aber sie war Dir treu."

„Sie soll ihn nicht lieben!"

„Als Dein Weib hätte sie ihn vergessen," sagte Fra Leo mit voller Ueberzeugung.

Crispino's Züge wurden milder.

„Wer wollte ihn morden?" begann er von Neuem.

„Wer? Du wolltest es."

„Ich? — Nein — meine Seele dachte nicht daran ihm an's Leben zu gehen —"

„Crispino," sagte Fra Leo feierlich, „Du liegst auf dem Todtenbett, geh' mit keiner Lüge vor das Antlitz Gottes."

„Ich soll sterben?" fuhr der Verwundete auf, doch gleichzeitig sank er stöhnend zurück. „Ich soll sterben? Fra Leo — aber Gott helfe mir, ich wollte den Prinzen nicht morden."

„Du gingst doch in böser Absicht zu ihm."

„Ich ging, als der Hochwürdige mir sagte, Nina sei dort."

Beide schwiegen eine Weile, Crispino vom Sprechen erschöpft, Fra Leo von einer furchtbaren Ahnung ergriffen. Sie wurde zur Gewißheit, als der Verwundete ihm in's Ohr flüsterte:

„Ich glaube, der Pater hat uns Alle betrogen. Er hat uns Alle verdorben . . .“ Und dann noch einer Weile: „Er hat mich zum Bravo gemacht.“

„Dich?!“ rief der Mönch entsetzt.

Crispino nickte. Er zog Fra Leo an sich heran und legte ihm ein volles Geständniß ab. Wie der Pater ihn mit der Versicherung, daß er damit der Kirche diene, von Verbrechen zu Verbrechen geleitet habe. Wie er die Monstranz aus San Caterina habe stehlen müssen, damit ein Anderer in Verdacht kam, ein Anderer, dessen Verderben der Hochwürdige gewollt habe, weil, wie er sagte, Jener ein Feind des Glaubens sei. Und die Bomben, die unter das Volk geschleudert wurden beim Einzug der piemontesischen Truppen, die Minen, die in der Nähe ihrer Kasernen aufgefunden seien, die unbegreiflichen Mordanfälle — Alles habe er im Auftrage des Hochwürdigen vollführt.

„Du bist wahnsinnig,“ stotterte Fra Leo, den Verwundeten anstarrend.

„Nein, nein, ich bin es nicht.“

„Du hast getödtet?!“

„Hat die heilige Inquisition nicht auch getödtet?“

„Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun,“ stammelte Fra Leo und sank in die Knie.

„Ich wußte es nicht — aber er wußte es wohl,“ sagte Crispino düster.

Es ward kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt. Erst als die Zeichen des Todes sich einzustellen begannen, bat Crispino flehentlich, noch einmal Nina sehen zu dürfen. Seinem Wunsch wurde willfahrt.

Vorsichtig trug man ihn auf seiner Tragbahre in den Raum, in welchem Nina lag. Er verlangte dicht zu ihr gebracht zu werden.

„Störe sie nicht,“ sagte Fra Leo, „sie schläft.“

Mit verzückten Blicken betrachtete Crispino die Daliegende. Der Arzt sprach leise mit Fra Leo.

„Es ist mir unbegreiflich! Hier muß etwas Absonderliches vorgefallen sein,“ meinte er ein über das andere Mal. „Vielleicht sind narkotische Mittel angewendet worden.“

Wieder dachte Fra Leo an den Pater.

Der Anwesenden Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem Sterbenden zu. Einige der Schwestern gingen hinaus, einen Priester zu holen, Andere stützten Crispino's Haupt.

„Paßt auf,“ murmelte er schon halb unverständlich, „ich sterbe ohne Sakrament — weil ich ein Sünder — — ich trug immer eine geweihte Medaille — aber diesmal hat sie mich nicht beschützt . . . . Der Stich war gut — er macht mir — den Garaus — — wer giebt mir Absolution? Er hat mir immer Absolution gegeben — wo ist — das Sakrament? —“ Seine Sprache ging in dumpfes Röcheln über. Ein schwerer Kampf begann. Das kräftige junge Leben wehrte sich gewaltig gegen die Auflösung, doch noch ehe der Priester mit dem Sakrament erschien, hatte der arme Bursche den letzten Athemzug ausgehaucht.

„Gott sei seiner Seele gnädig,“ betete Fra Leo ergriffen.

Nach einer Weile umringten die Anwesenden das Lager der noch immer regungslos daliegenden Nina.

„Sie schläft noch immer.“

„Nein, sie ist todt.“

Wie ein Donnerschlag traf das Wort des Arztes die Anwesenden. Unerwartet und unmerklich war ihr Schlummer zum Todesschlaf geworden. Ein wunderbarer Friede verklärte ihre Stirne, ein seliges Lächeln schien ihre Lippen zu umschweben.

„Was Du thust, Gott, ist wohl gethan,“ murmelte Fra Leo und beugte ergeben das Haupt auf die erkaltete Hand seines Kindes.

Die Sonne stieg leuchtend empor und warf ihre Strahlen durch die vergitterten Bogenfenster auf das junge, todte Paar. Still ging die barmherzige Schwester und zog die dunklen Vorhänge zu, dann zündete sie Wachskerzen an und stellte sie zu den Häupten der Todten.

Als der Prinz bald darauf hereinkam, begrüßte ihn ein trauriges Schauspiel. Die Todtenfrau hatte ihres Amtes gewaltet. Im Sonntagsstaat, halb emporgerichtet, lag das entseelte Brautpaar neben einander aufgebahrt, zu ihren Köpfen die flackernden Kerzen, zu den Füßen das aufgerichte Kreuz. Fra Leo betete still daneben.

Der Prinz stand lange schweigsam. Endlich sagte er zu dem am Boden knieenden Mönch: „Sie rettete mir das Leben . . . und ich verdiente es so wenig um sie. Voll Vertrauen kam es zu mir, das arme Kind, und ich kränkte es mit schändlichem Verdacht . . .“

Tiefbewegt haftete sein Auge auf dem jungen, schönen Antlitz der Entschlafenen. „Vergieb mir!“ flüsterte er.

Der Mönch erhob sich. Eine Thräne stahl sich langsam die gefurchte Wange hinab. Seit den wenigen Stunden sah er um zehn Jahre gealtert aus, welk, verfallen schien sein Gesicht, seine Augen blickten wie erloschen umher.

„Kanntet Ihr das Mädchen näher?“ fragte der Prinz.

„Herr, es war mein Kind.“

„O mein Gott.“

Der junge Mann hielt des Alten Hände fest gefaßt.

„Kommt zu mir,“ bat er endlich mit halberstickter Stimme, „kommt zu mir! Wollt Ihr?“

Fra Leo neigte zustimmend den Kopf. Jener riß sich los und eilte fort.

Als nach einigen Tagen zwei frische Gräber die Entschlafenen deckten, ging Fra Leo zum Prinzen.

Er blieb mehrere Stunden bei ihm. Die beiden Männer sprachen gar Vieles mit einander. Der Prinz erfuhr, wer der Urheber der Schreckensthat gewesen, und Fra Leo erkannte, wie schändlich auch an ihm gehandelt worden sei. Gleich Crispino war er zum Werkzeug in verbrecherischen Händen mißbraucht worden. Die offene aufgeklärte Gesinnung des Prinzen riß mit Gewalt den letzten Schleier von Fra Leo's Augen und er gewahrte mit Schaudern den Abgrund, an den er durch den Pater geführt worden war. Als Fra Leo des Prinzen Haus verließ, geschah es mit dem Gelübde, den Pater zur Rechenschaft zu ziehen.

* * *

Einige Zeit darauf schlich ein Mönch gebückten Hauptes durch die Straßen Roms. Er schien recht er=

müdet, doch unaufhaltsam wanderte er von Palast zu Palast zu seinen mächtigeren Brüdern, um eine Audienz beim Papste zu erflehen.

Er wollte Anklage erheben gegen den Standesgenossen in Palermo, doch die frommen, würdigen Herren verwiesen den nach Absetzung des Schuldigen verlangenden Mönch mit strengen Worten zur Ruhe. Man befahl ihm unverbrüchliches Schweigen über Alles, was er wußte, widrigenfalls ihm die kirchlichen Strafen auferlegt werden würden.

Unverrichteter Sache verließ er die Tiberstadt und kehrte in die Heimath zurück. Hier ward er bald nicht mehr gesehen.

Er galt als verschollen.

Der Hochwürdige lebte indessen nach wie vor der Sorge für das geistige und leibliche Wohl seiner Beichtkinder und Anbefohlenen, die in ihm auch ferner das makellose Muster christlicher Tugend erblickten. Auch das heilige römische Kirchenkollegium anerkannte die hohen Verdienste des Paters Domenico di San Severno und ernannte ihn nach Jahresfrist zum Bischof von Palermo. Man hätte den Hochwürdigen den Beglückten nennen können — nur Eines fehlte ihm: der Schlaf.

Schon waren die berühmtesten Aerzte des In- und Auslandes von ihm konsultirt worden, doch kein Mittel der Welt schien dem hochangesehenen Mann das zu verschaffen, dessen sich der Geringste erfreuen durfte. Ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager, bald verzweiflungsvollem Unmuth, bald kläglichem Jammer anheim gegeben. Doch war er zu feige, sich das Leben zu nehmen, und so

schleppte er noch ein langes Leben hin — elend, schattenhaft, inmitten aller ihn umgebenden Ehren.

Dem Hochwürdigen war das Bemühen Fra Leo's nicht unbekannt geblieben; er hatte dazu gelächelt. In der That, was vermochte der einzelne Rechtgesinnte gegen eine Schaar eng verbündeter Häupter, denen die Autorität der Kirche über Alles ging?

Wohl rüttelte wiederholt der gute Wille des Einzelnen an dem auf Unwissenheit und Aberglauben gegründeten Götzen von Scheinheiligkeit und Eigennutz, der in seinem Wahlspruch „Der Zweck heiligt die Mittel" die verderblichste Macht ausübte, aber nicht eher konnte dieselbe gebrochen werden, als bis der Boden, auf dem der Götze fußte, umgepflügt und eine neue Saat gesät wurde.

Selbst heutigen Tages, trotz der mit dem Zeitgeist fortschreitenden Regierung des zweiten Königs von Italien, ist der wankende Götze noch nicht ganz zum Falle gebracht. Die schöne, an historischen Denkmälern so überreiche und von der Natur so gesegnete Insel, daß auf ihr neben dem nordischen Apfel die ägyptische Papyrusstaude gedeiht, noch heute ist sie ein Raub fanatischer Gelüste. Die glühende Vaterlandsliebe der Sizilianer ist unablässig bemüht, die Folgen der jahrhundertelangen, verrotteten Verwaltungsweise zu vernichten, aber die Priesterherrschaft in den Städten, das Brigantenthum auf dem Lande ist trotz aller Anstrengung noch nicht überwunden. Noch lange mag es dauern, ehe die „Perle des Mittelmeeres" sich wieder ein glückliches Land nennen darf!"

Banditen.

Die Hauptstraße, welche von Palermo der Länge nach durch die Insel Sizilien nach Catania führt, geht in zwei Richtungen nach Caltagirone und Caltanisetta auseinander.

Bevor man nach dem erstgenannten Orte gelangt, fährt man durch Piazza, ein lebhaftes Städtchen, dessen Häuser jedoch, wie überall auf der Insel, von Weitem betrachtet, zerstreut umherliegenden Steinklumpen ähnlich sehen. Umgeben ist der Ort von niedrigen, zerklüfteten Bergrücken, die von allen Seiten mit verdorrtem Gras, struppigen, spitzblättrigen Pflanzen, ineinander verwachsenem Gebüsch, undurchdringlichem Dornengesträuch und den für jeden Nichtsizilianer unnahbaren Kaktusfeigenbäumen bewachsen sind. Die tiefen Schluchten und Felsspalten dieser Bergrücken bilden die von der Natur selbst versteckten und vertheidigten Schlupfwinkel der weithin berüchtigten Räuberbanden, der Banditen, dieser Landesplage und fortdauernden Kalamität für die Re-

gierung. In solchen, nur den Eingeborenen zugänglichen Länderstrecken ist eine Verfolgung durch regelrechtes Militär ein Unding, und noch stets kehrten die in solche Gegenden abgesandten Soldaten, vielfach verwundet, abgehetzt und abgemattet, mit ruinirten Uniformen, völlig unverrichteter Sache in ihre Quartiere zurück.

Um so behaglicher fühlten sich hier die „Briganti". Sie hatten in allen umliegenden Ortschaften ihre Verbrüderungen und standen in einer festen Organisation untereinander.

Es war an einem späten Novembernachmittage. Die Sonne hatte den ganzen Tag über heiß und drückend auf Berg und Haide herniedergebrannt. Natur und Menschen lechzten nach Erfrischung. Es stellte sich ein Gewitter ein. Der Donner fuhr dröhnend durch die Felsenklüfte und Blitze zuckten am wolkenschweren Himmel, als fünf Briganti aus einer finsteren, engen Schlucht hervorkrochen, eiligst über die rauhe Haide huschten und sich dem Städtchen näherten. Auf dem halben Wege dahin lag zwischen alten Oelbäumen und knorrigem, verwildertem Myrtengebüsch ein Häuschen, das jedes ungeübte Auge in der herrschenden Dämmerung für einen alten Steinhaufen halten mußte. Dies Haus gehörte vor Jahren dem Besitzer der weithin sich erstreckenden Gärten, die am Abhange hin mit zahllosen Mandelbäumen, mit Oliven und Orangen gemischt, einst dicht bewachsen und durch eine Hecke wilder Rosen eingefaßt waren. Seit der Revolution, die Sizilien mit dem übrigen Italien zu dem längst ersehnten Königreich geeint hatte, stand das Haus leer, die Hecke war vernichtet, der Garten verwüstet, die

schönsten der alten Bäume waren niedergehauen und größtentheils verbrannt.

Die Männer, die mehrere Maulesel hinter sich herführten, verlangsamten ihre Schritte, je mehr sie sich dem verlassenen Hause näherten. Sämmtliche Personen hatten ihre „Capotten" über den Kopf gezogen, so daß dieselben mit der Spitze richtauf über der Stirn emporstanden. Es war dies eines der zwischen den Banditen verabredeten Zeichen. Eine Strecke vor dem Hause blieben sie stehen, und nur der jüngste von ihnen, ein schlanker, hochgestreckter Mensch, dessen sonnenverbranntes Gesicht durch die große Regelmäßigkeit der Züge und die prachtvollen, echtsizilianischen Augen mit dem zugleich schmachtenden und feurigen Ausdruck fast schön erschien, ging lautlos auf das kleine, halbzerfallene Gebäude zu. An der Thür, die von innen mit einem Balken zur Hälfte verstellt war, blieb er stehen und lugte vorsichtig hinein.

Etwa sechs bis acht Leute, braune, bärtige Gesellen, saßen in dem engen Raume beisammen.

„Nur immer heran!" rief Einer von ihnen. „Die Luft ist rein."

Der Angekommene pfiff seinen wartenden Kameraden ein bestimmtes Zeichen und trat dann ein. Er zog die durchnäßte, regenschwere Kapotte herunter, warf sie über eine Stange, von der ein paar Hühner wie schläfrig, auf diese gemischte Gesellschaft herabblinzelten.

„Leg' nicht erst die Kapuze ab, Tonio," sagte ein graubärtiger Kerl, dem der Spitzbube auf der flachen Stirn geschrieben stand. „Die Reihe ist heute Abend an Dir. Du mußt auf die Wache."

„Madonna! Bei dem Wetter! Wozu?“ fragte Tonio mürrisch.

„Damit Du nicht gehängt wirst für Deine gutgeführten Dolchstiche, Minchione.“

„So laßt mich erst ein wenig verschnaufen, dann mache ich mich wieder auf den Weg.“

Tonio warf sich in einen Haufen Stroh, der eine Ecke des Raumes füllte, und streckte sich aus.

„Komm und iß erst mit uns!“

„Mag nicht essen.“

Tonio drehte sich nach der Wand und seufzte.

„Heiliger Antonio! Der Bursche hat Herzenskummer!“ lachten die Anderen und neckten ihn, während ein gefüllter Krug von Hand zu Hand ging.

„Ihr wißt viel, was mich bekümmert.“

„Ist Dir die Ernte verhagelt oder hat Dir Dein Mädchen den Abschied gegeben?“

„Laßt mich in Ruhe,“ sagte Tonio finster.... „Ich denke an meinen Bruder, ob es mir auch einmal so gehen wird,“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Wollen es nicht hoffen,“ brummte der Graubart. „Es war ein lieber, netter Kerl ... und kouragirt! Er hatte den Teufel im Leibe. Warum gerade er sich nur erwischen ließ?“

„Gegen Hinterlist kann man nichts anstellen. Konnte er wissen, daß in dem Wagen die Polizisten versteckt lagen und ihn plötzlich, als er in vollem Trabe dahinkutschirte, hinterrücks überfielen, ihn mit Stricken fesselten und dem Gefängniß einlieferten ...? Wäre ich nur dabei

gewesen . . ." murmelte Tonio halblaut und fuhr sich unruhig durch das krause Haar.

Inzwischen waren seine Kameraden ebenfalls angelangt. Sie hatten die Maulesel draußen im Flur angebunden — die Thiere dienten zum Fortschaffen des geraubten Gutes oder der Verwundeten — traten jetzt herein und nahmen um den runden Tisch Platz, auf dem Brod, Käse und Früchte aller Art haufenweis durcheinander lagen. Der Krug machte fleißig die Runde. Man ließ es sich trefflich schmecken und rückte näher, denn die Zeit war gemessen und heute sollte ein neues Unternehmen besprochen werden.

Einer der Leute stieß seinen Nachbar mit den Ellenbogen an und machte ein fragendes Zeichen, indem er auf Tonio deutete.

Der Gefragte zuckte die Achsel.

„Er wollte unten in's Kasino gehen, der Tollkopf, und da wir es nicht litten, ist er unwirsch."

„In's Kasino!" riefen die Anderen verblüfft. „Er hat den Verstand verloren!"

„Ich sage, nein! Ihr Dummköpfe, die Ihr Alle seid!" rief Tonio und schlug mit der Faust auf die Diele. „Die Karabinieri sind heute abgezogen. Unsere Wache ist ganz überflüssig und unnütz. Ich selbst ging auf den Markt und habe mich überzeugt, daß Niemand mehr da war, der mich auch nur angerührt hätte."

„Sei zufrieden, daß Du Deine paar Skudi nicht verspielt hast."

„Ich wollte nicht spielen. Ich wollte den deutschen Signore sprechen, der vor einigen Tagen in der Lokanda abgestiegen ist."

„Den Tedesko? Den wolltest Du sprechen? Was hat denn der mit Dir zu schaffen? Was kümmert Dich denn der Straniero?“ So fragten die Kameraden mit unverhohlener Neugierde, ja, Einige musterten Tonio mit kaum verkennbarem Mißtrauen.

„Das ist meine Sache,“ erwiderte der junge Mensch mit scheinbarer Unbefangenheit, die jedoch mit seinem unsicheren Blick und der Röthe, die in seine Wangen stieg, verrätherisch kontrastirte. Er stand auf und ging schnell hinaus.

Als die Zurückbleibenden die Schritte Tonio's verhallen hörten, fragte einer von ihnen den Graubart:

„Glaubt Ihr, daß der Bursch' uns „kneifen“ könnte?“

Kneifen bedeutet so viel als verrathen.

„Der Alte schüttelte heftig den Kopf. „No, no! Er ist treu, wie Gold. Wir müssen ihm nur 'mal etwas Ordentliches zu thun geben. Er ist ehrgeizig, und so sucht er auf eigene Faust zu 'was zu kommen.“

Tonio blieb vor einer mit Stroh und getrockneten Blättern ausgepolsterten Felsspalte stehen und pfiff.

Nach einigen Sekunden sprang ein Kerl aus der Felsspalte. Es war die Wache, die abzulösen Tonio kam.

„Endlich kommst Du!“ rief der Wächter zornig. „Ich war nahe daran, den Posten zu verlassen. Bei solchem Teufelswetter ist es überhaupt eine Thierquälerei, einen Menschen herauszuschicken. Wer sollte da wohl Lust haben, hier zu kampiren? Per bacco!“

„Das sagte ich auch,“ erwiderte der Ankömmling unwirsch. „Aber die Alten sind wie die Weiber so furchtsam, und wir müssen wie die Hunde gehorchen.“

„Wir müssen? Ho, ho! So weit sind wir noch lange nicht! Ich gehe oder bleibe! Ich thue, was mir gefällt! Befehlen darf mir Keiner! Der sollte sein Wunder an mir erleben! Diavolo, maledetto!“ Fluchend ging Jener von dannen.

„Dummes Großmaul,“ brummte Tonio. „Wollen 'mal sehen, wer länger gehorcht, Du oder ich!“

Damit kroch er in die Höhle, wühlte das Heu auf und etablirte sich so gut es ging. Tiefe Finsterniß umgab ihn, nur hin und wieder erhellt durch zuckende Blitze. Doch auch diese verminderten sich und hörten bald auf, der Donner wurde schwächer und schwächer und war endlich nur noch als ein fernes Rollen hörbar. Nur der Regen fiel unaufhaltsam herab und sein eintöniges Plätschern über den Felsen, unter denen der Bandit kauerte, schläferten diesen fast ein.

Wie im Traum zogen Gestalten an ihm vorüber.

Als er einst an einer Kirchenthür stand und müßig die Menge musterte, die an ihm vorüberdrängte, fielen ihm einige Personen auf, die er sofort als Fremde erkannte. Voran ging eine schwarzgekleidete Dame, hinter ihr ein junges Mädchen, das mit seiner weißen Haut, seinen goldigen Haaren uud blauen Augen den Sizilianer an die Bildnisse der Madonna erinnerte. Diese feinfühlige Bemerkung hinderte ihn jedoch keineswegs, die Hand nach dem seidenen Tuch, das der jungen Dame entfallen war, auszustrecken, um dasselbe als willkommene Beute zu annektiren. Sein Vorhaben war indessen von dem Begleiter der Damen bemerkt worden. Er erhielt einen heftigen Schlag auf die räuberische Hand.

„Diebischer Kerl, Du, soll ich Dich festnehmen lassen?“

Die Damen wandten sich um. Der Herr erklärte ihnen die Situation und wies mit Entrüstung auf den trotzig dastehenden Jüngling.

Das junge Mädchen fixirte ihn mit großen, verwunderten Kinderaugen. Eine ihm unbegreifliche Befangenheit zwang ihn, sich vor diesem unschuldsvollen Blick zu beugen. Kaum wissend was er that, neigte er sich erröthend und küßte den Saum des Kleides. Er hörte nur noch, daß eine sanfte, mitleidsvolle Stimme sagte:

„No, no, è un povero . . .“ (Nein, nein, es ist ein Armer.“) Gleichzeitig reichte ihm eine kleine, weiße Hand ein silbernes Geldstück.

Als er wieder aufblickte, waren die Fremden verschwunden. Nur das kleine Geldstück in seiner Hand bezeugte ihm, daß es keine Vision gewesen war. Schwebte doch der wunderliche, sanft-fragende Kindesblick ihm unaufhörlich vor dem Sinn. Er durchfeilte das Geldstück und trug es an einer Schnur, wie ein Amulet am Halse.

Wer waren die Fremden?

Ob sie noch im Lande weilten?

Ob er sie wiedersehen würde?

In Piazza kehrte vor einigen Tagen ein Deutscher ein. Vielleicht gehörte er zu den Damen. Vielleicht konnte er ihm Auskunft geben.

Vielleicht . . . .

Was?

Tonio sprang voll Unruhe auf und rieb sich die Stirn.

Was wollte er nur?

Und wenn er das weiße, deutsche Mädchen wiedersah —?

Er fühlte, wie das Blut ihm zu Kopfe und zum Herzen stieg, und rasch griff er nach seinem Amulet, beschwörende Worte murmelnd.

Plötzlich hörte er sein Zeichen, welches ihm einen Bekannten ankündigte.

Erschrocken und verwirrt, als habe man ihn bei einem Vergehen ertappt, trat er aus der Felsspalte heraus.

Wenige Schritte von seinem Versteck führte ein schmaler Pfad vorüber, den eben eine dunkle, untersetzte Gestalt betrat. Tonio erkannte den Bettelmönch Toto und winkte ihm lebhaft, näher zu kommen.

Eine abwehrende Bewegung und das Zeichen, daß er große Eile habe, bedeuteten dem Neugierigen, daß er sich in Geduld fassen möge.

„Er kommt mit einer wichtigen Nachricht und Unsereiner hat nichts als Handlangerarbeit. Was mag Fra Toto nur um diese Zeit wollen? Ob er Etwas in Aussicht hat?"

Tonio schlich mit grollendem Sinn in sein Versteck zurück.

Kaum war jedoch eine Viertelstunde vergangen, als er eilige Schritte hörte.

„Tonio, Tonio!" rief Jemand mit gedämpfter Stimme.

Tonio sprang auf und hinaus. Ein alter, gebrechlicher Mann, der zu waghalsigen Unternehmungen nicht mehr taugte und nur noch als Auskundschafter und Wache diente, kam angelaufen und rief ihm zu, er käme, ihn abzulösen. Fra Toto hätte eine große Neuigkeit gebracht und Tonio, so hätten die „Alten" beschlossen, solle

diesmal einen Streich mitmachen, der soeben besprochen werde.

Wer war froher als der thatenlustige Antonio. Ohne weiter zu fragen, eilte er zurück nach dem Hause, in welchem er die ganze Gesellschaft in vollem Aufbruch und in größter Aufregung wiederfand. Alle sprachen und lärmten durcheinander, nur Fra Toto saß am Tisch und verzehrte, was sich vorfand. Er ruhte während des allgemeinen Wirrwars gemächlich aus, denn er war tüchtig marschirt und sein Amt war jetzt erfüllt. Tonio hatte indessen erfahren, um was es sich handelte. Es galt, die um 9 Uhr von Palermo kommende Post mit einem Beiwagen anzugreifen. Diesmal sollten es fremde Passagiere sein, darunter ein reicher, älterer Herr, der im Innern des Landes große Strecken Schwefelminen angekauft hatte und mit Sack und Pack nach seinem neuen Grundbesitz überzusiedeln gedachte.

Bereits waren die Banditen vertheilt. Zehn der Genossen harrten an verschiedenen Punkten, des Ueberfalls gewärtig.

Die Zurückgebliebenen besprachen die letzten Anordnungen.

„Ich hole die übrigen Maulesel. Der alte Herr wird gute Beute geben.“

„Sind alle Kameraden benachrichtigt?“

„Wird sich die Post auch genügend verspäten? Wer führt den Beiwagen?“

„Der Postillon Sebastiano aus Revale fährt die Post. Er weiß schon Bescheid. Den Beiwagen fährt ein blutjunges Bürschchen, mit dem Ihr schon fertig werdet,“

antwortete Fra Toto den auf ihn einstürmenden Fragern. „Uebrigens ist der Fluß vom Regen gehörig angeschwollen, das wird sie mehr als nöthig aufhalten.“

„Wie steht's mit den Gendarmen?“

„Von Vallo ab werden die Gendarmen so weit vorreiten, daß Ihr die Post auf der Hälfte des Bergrückens bequem angreifen könnt.“

„Also Alles abgemacht?“

„Alles. So.“ Fra Toto wischte sich den Mund und stand auf. „Jetzt lebt wohl. Die heilige Jungfrau beschütze Euch und verhelfe Euch zu einem guten Gelingen!“

Die Leute schüttelten dem Mönch herzhaft die Hand und stoben nach verschiedenen Seiten auseinander, doch Alle in der Richtung nach der großen Fahrstraße hin. Antonio gab Fra Toto das Geleite.

„Jetzt ist es acht Uhr, um neun Uhr kommen sie, um zehn sind wir mit der „Arbeit“ fertig, so kann ich um Mitternacht noch im Kasino sein, dann treffe ich den Deutschen sicher,“ sagte sich Tonio während er neben dem Mönch einherschritt.

„Sorge nur,“ nahm der Frate das Wort, „daß Ihr tüchtigen Lärm macht. Einen Heidenspektakel müßt Ihr machen, daß ist die Hauptsache. Schlagt auf die Steine, stampft mit den Füßen, schreit wie die Besessenen und tobt, was Ihr nur könnt. Je mehr, je besser, dann werden die Passagiere so verblüfft, daß sie an Widerstand gar nicht denken.“

„Wir werden brüllen, wie die heißhungrigen Büffel und über sie herfallen, ehe sie eine Hand rühren.“

„Vortrefflich. Aber gieb Acht, daß den Frauen nichts geschieht und laßt Jeden mit heiler Haut abziehen. Wehe Euch, wenn Ihr Blut vergießt.“

„Seid unbesorgt, wir werden uns schon in Acht nehmen. Nur wehren dürfen sie sich nicht.“

„Das werden sie nicht, wenn Ihr Eure Sache gut macht. Pietro weiß, wen er festnehmen soll. Es ist ein älterer Herr in hellem Ueberrock, mit bartlosem Gesicht, eine Brille auf der Nase.“

„Ich will's mir merken. Nun gute Nacht, mein Frate. Ich muß hier herunter. Oder wollt Ihr noch ein Ende mit mir gehen?“

„Nein, nein! Ich muß eilen, in's Kloster zu kommen. Gute Nacht, mein Sohn! Der Herr schütze Dich!“

Der Mönch trollte weiter und Antonio verschwand in den Schatten niedriger Feigenbäume, die sich in ausgedehnten Anpflanzungen bis zur Fahrstraße hin erstreckten. In den bis zum Boden reichenden starken, knorrigen Zweigen und von dem großblättrigen Laube ganz versteckt, saßen die Banditen, die lauernden Blicke auf die weithin sichtbare Fahrstraße geheftet.

* * *

Heiterer und ahnungsloser konnte sobald keine Reisegesellschaft sein, als die soeben von Palermo per Post kommende. Es waren hauptsächlich Vergnügungsreisende, welche die günstige Jahreszeit benutzten, um das Innere des Landes kennen zu lernen: ein deutscher Ingenieur mit seiner Frau und seinem lieblichen blauäugigen Töchterchen, und ein junger Kaufmann Namens Michaels. Diesen schloß

sich ein reicher, belgischer Spekulant an, Herr Gilbert, der mehrere große, neuentdeckte Schwefelminen behufs Exploitirung angekauft hatte, und um die Arbeiten besser überwachen zu können, für einige Zeit in die Nähe seines neuen Grundbesitzes überzusiedeln gedachte.

Man hatte bereits die Hälfte des Weges unter allgemeinen Scherzen und in frohester Laune ohne irgend einen Unfall zurückgelegt. Selbst der bewölkte Himmel trug während des Tages dazu bei, die Beschwerden der Reise zu erleichtern. So gelangte man gegen Abend an den Scheideweg, der die bisherige Hauptstraße kreuzte. Es ging nun auf einmal bergab, bis man an den vom Regen angeschwollenen Fluß il Vallo kam.

Die Reisenden ließen halten und berathschlagten, durch die Bedenklichkeit des Postillons beunruhigt, ob man die Durchfahrt riskiren könne oder nicht.

„Halloh, Fährmann!“ schrie er hinüber und jenseits des Flußes trat aus seiner Bude der hier völlig einsam Hausende und gab sein Gutachten ab.

„Wenn Ihr eine halbe Stunde wartet, könnt Ihr getrost herüberfahren. Aber warten müßt Ihr.“

„Ja, ja, warten wir!“ riefen die ängstlichen Damen, und auch die Herren stimmten damit überein, nachdem sie ausgestiegen und sich von der Ueberschwemmung und den heftig dahinwogenden Fluthen des sonst so stillfließenden Flusses überzeugt hatten.

„Ich bin einmal in dieser Durchfahrt auf Steine gestoßen und der Wagen warf um,“ erzählte der Postillon. „Das Bad vergesse ich in meinem Leben nicht.“ Und mit anschaulichster Umständlichkeit begann er die einzel-

nen Details seiner und der Passagiere unfreiwilligen Wasserfahrt auseinanderzusetzen. Während dieser langen Erzählung, die ihre Wirkung auf die immer kleinmüthiger werdenden Reisenden nicht verfehlte, durchritten die dem Reisewagen beigegebenen beiden Gendarmen gemächlich den Fluß und, auf dem andern Ufer angelangt, setzten sie, unbekümmert um die Zurückgebliebenen, ihren Weg langsam, aber sicher fort, bis sie hinter einer Anhöhe verschwanden.

„So rufen Sie doch den Gendarmen zu, ebenfalls zu warten!" sagte der Deutsche auf Andrängen seiner Damen, die mit Besorgniß die Entfernung der beiden Reiter beobachtet hatten.

„Sie werden schon warten," erwiderte der Kondukteur gleichmüthig.

Eine peinliche halbe Stunde verging. Der Abend brach herein. Die allgemeine Unruhe trieb zum Aufbruch. Die energische Aufforderung, nunmehr den Versuch zu wagen, den Fluß zu passiren, bestimmte endlich auch den Postillon seinen Platz wieder einzunehmen. Er hieb auf die Pferde ein und das Gespann fuhr mitten in die tosenden Wellen. Die Pferde sträubten sich und bäumten sich hoch auf, bald links, bald rechts, dem andringenden Wasser ausweichend. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, schrie und zerrte, tobte und fluchte, als ob er die halbscheuen Thiere vollends wild machen wollte.

Eine erklärliche Bangigkeit bemächtigte sich Aller.

„Sieh nur, Mama, wie tief der Wagen im Wasser fährt. Es sieht fast aus, als ob er schwimme," rief das junge Mädchen.

Es schien so in der That. Die rauschenden Wogen hoben den Kasten und trugen ihn mehr als die Räder.

„Mein Gott!"

„Der Wagen fällt!"

„Halt, Halt! —"

So rief Alles durcheinander, und instinktiv griff Einer nach dem Anderen, um sich zu halten. Man fuhr mit Vehemenz an einen Stein und der Wagen neigte bedenklich auf die Seite. Doch war es diesmal noch nicht so schlimm. Der Wagen kam wieder in's richtige Gleichgewicht und vorwärts ging's mit neuem Muth, denn schon hatte man die Hälfte der gefährlichen Durchfahrt überwunden.

Endlich war man glücklich durch das Wasser hindurchgelangt und beide Wagen fuhren wieder auf der großen Straße den Abhang des mit wilden Feigenbäumen grotesk bewaldeten Bergrückens hinan.

Die beiden Gendarmen blieben verschwunden.

Die Männer verließen den sehr langsam fahrenden Wagen, um den ermüdeten Pferden eine Erleichterung zu verschaffen und die von der langen Fahrt halb erstarrten Glieder zu bewegen.

Die beiden Damen schienen in Schlummer gesunken zu sein. Man sprach leise, um sie nicht zu stören.

„Es ist wirklich unverantwortlich," begann der reiche Herr Gilbert, „daß die Gendarmen uns verlassen haben. Sie sind bereits fast seit einer Stunde fort und sitzen wahrscheinlich in irgend einer Dorfschänke bei einem Glase Wein."

„Die Leute sind schlecht bezahlt," antwortete der

Postillon mürrisch. „Sie haben aber alle Weib und Kinder, müssen Tag und Nacht, in Wind und Wetter hinaus und oft genug ihr Leben dran setzen.“

„Da wär's allerdings kein Wunder, wenn sie mit den Briganten gemeinschaftliche Sache machten,“ fügte Michaels hinzu.

„Wie? Ist das wirklich denkbar?“ fragte der Deutsche zweifelnd.

„Man behauptet es.“

„Still!“ flüsterte Gilbert auf einmal.

„Was ist?“

„Ich höre Fußtritte in der Nähe — aber ganz leise, ganz undeutlich . . .“

Die Herren blieben stehen und lauschten.

„Hören Sie es?“

„Nein,“ sagte der Deutsche.

„Ja rief Michaels.

„Da oben in den Feigenbüschen regt es sich.“

„Es ist der Wind.“

„Nein, nein! Dann würden alle Sträucher und Wipfel sich rühren — aber es regt sich nur an einzelnen Stellen . . .“

„Dort . . ja, ja, ich sehe.“

„Und da auch!“

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickten die drei Männer nach den bezeichneten Stellen.

„Vielleicht sind es einige Schwefelkarren, die uns entgegenkommen,“ sagte der Kondukteur beschwichtigend. Er fuhr auffallend langsam.

„Kehren wir in die Wagen zurück. Es sind Strolche im Gebüsch," flüsterte Gilbert.

Die Herren stiegen ein und befahlen dem Kutscher, schneller zu fahren. —

„Ei, was Sie für Furcht haben!" meinte Letzterer, ohne die Weisung zu beachten.

„Dort kommen mehrere Reiter den Berg herab," sagte Gilbert und seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Es sind Männer in Kapotten," bestätigte Michaels bedeutungsvoll.

„So nehmen wir unsere Revolver zur Hand," meinte der Deutsche kaltblütig und langte einiges Handgepäck vor. Dann wandte er sich an seine Frau und Tochter, die sich bestürzt aus ihrem Halbschlaf aufgerafft hatten: „Seid ganz ruhig, als ob Euch die Sache gar nichts anginge. Schreit nicht und weint nicht, wenn irgend Etwas passirt, und vor Allem: redet nicht dazwischen, das vermehrt nur die Konfusion."

Zitternd drückte sich das junge Mädchen an die Mutter, die sie leise zu beruhigen suchte, obwohl ihr selbst das Herz klopfte bei dem Gedanken, eines jener Reiseabenteuer zu erleben, die das stehende Thema der Tagesgespräche und einer bestimmten Rubrik in den Palermitanischen Blättern bildeten.

Der Postillon, statt, wie ihm befohlen war, schneller zu fahren, sprang von seinem Sitz herab, trat an den Wagenschlag und sagte vertraulich zu den Insassen:

„Wenn wir attakirt werden sollten, so ängstigen Sie sich nicht, meine Herrschaften. Wir ergeben uns. Wollen

Sie Etwas bewahren? Geld oder Papiere? Kleinere Schmuckgegenstände? Hier!" Er zeigte in die zur Herablassung der Wagenfenster bestimmte Spalte. „Schieben Sie es hier hinein. Da findet es kein Mensch. Im nächsten Dorf nehmen wir das Fenster auseinander und holen das Versteckte heraus."

Der Rath war aufrichtig gemeint und wurde von den Damen und Gilbert befolgt. Die beiden anderen Herren trugen nur unbedeutende Summen bei sich und dachten an keine Uebergabe.

So vorbereitet erwartete man die Ankömmlinge. Die beschleunigten Hufschläge der Pferde verriethen, daß sie sich im Galopp näherten. Bald konnte man auch ihre Gestalten und Gesichter unterscheiden. Mehrere von ihnen trugen schwarze Masken. Es waren vermuthlich Galantuomini, die alle Ursache hatten, sich nicht zu erkennen zu geben, und vielleicht eine Stunde später im nächsten Ort mit den Reisenden ganz harmlos und freundschaftlich im Gasthause oder im Kaffee von dem stattgehabten Unfall plauderten.

Die Reiter waren angelangt. Einer von ihnen fiel den Pferden in die Zügel und während die Uebrigen die beiden Wagen umzingelten, sprengte ein Anderer an den Wagenschlag.

„Man steige aus!" befahl er ohne Weiteres.

„Signore," sagte der Postillon ganz demüthig, „es sind Damen darin, kranke Damen! Laßt sie drin sitzen, ich bitte Euch tausendmal!" —

„Geht nicht. Wir müssen den Wagen durchsuchen. Ohne Umstände also!"

„Signore . . .“

„Wird's bald?“

Alle stiegen aus.

Michaels forderte zwar die anderen Herren zum Widerstande auf, aber der besonnene Deutsche weigerte sich.

„Es wäre Thorheit,“ sagte er. „Die Leute befinden sich in vierfacher Uebermacht.“

Während die Reisenden eine schweigsame Gruppe bildeten, machten sich die Räuber mit Tumult und unter rohen Späßen an die Durchsuchung der Wagen. Plötzlich stieß Michaels seine Genossen an und machte sie verstohlen auf ein fernes Geräusch aufmerksam.

„Dort kommt der dritte Reisewagen. Wir haben uns so sehr unterwegs verspätet, daß er uns einholt. Und mir scheint . . . die Gendarmen, die uns so infam im Stich gelassen, kehren zurück.“

Dem war in der That so. Die Banditen wurden ihrerseits stutzig, ließen von der Plünderung der Wagen ab und kamen auf die Gruppe der sich nunmehr lebhaft besprechenden Reisenden zu. Diese erschraken.

Sollte ihnen neues Unheil drohen? Angesichts der nahenden Hilfe? —

„Wer sich von der Stelle rührt, ist des Todes!“ rief einer der Banditen.

„Tonio! Eine Fackel her!“

Tonio sprang heran und im Nu brannte ein mächtiges Kienstück hell auf und beleuchtete die Umstehenden.

„Tonio! Thu' Deine Pflicht. Rasch!“ herrschte die Kommandostimme von Neuem, doch der junge Mensch

stand wie angewurzelt und starrte auf das junge Mädchen, das bleich vor Schrecken, mit seinen großgeöffneten blauen Augen der Dinge harrte, die da kommen sollten.

„Sie ist es, Madonna,“ stammelte er und die Fackel entfiel seinen Händen.

„Bursche! Bist Du des Teufels? Pietro! Nimm Du die Fackel! Rasch, rasch!“

„Nun? Ist der „Gewisse“ dabei?“

Pietro leuchtete, daß der grelle Schein auf die Gesichter fiel, musterte schnell die Männer, dann packte er Gilbert am Arm und stieß ihn in den Kreis seiner Genossen. „Da habt Ihr ihn!“

Der Streich war so schnell vollführt, daß die Anderen noch kaum wußten, was geschah', als Gilbert's klägliche Stimme ihnen die Situation erklärte.

„Leute, um Gotteswillen laßt mich los! Ich will Euch geben, was Ihr wollt. Seid vernünftig! Laßt los! Ich sag Euch ja, Ihr sollt Alles haben, was Ihr begehrt! Leute, ich bitte Euch!“

„Ihr Hunde, Ihr, laßt los!“ schrie jetzt Michaels, den die Wuth übermächtigte. „Herr,“ wandte er sich an den Deutschen, „schießen wir auf die Kerle, Sie werden sehen, sie nehmen Alle Reißaus!“

„Gut. Es gilt dem Anführer und dem Fackelträger,“ antwortete der Deutsche, dem auch das Blut zu Kopfe stieg.

Beide schossen zugleich auf die Banditen.

Die Fackel sank. Gräßliches Geheul durchzitterte die Luft.

Die beiden kühnen Männer standen, im Rücken durch

die Wagen gedeckt, Fuß an Fuß nebeneinander. Beide rechneten darauf, daß Gilbert sich befreien und die Hilfe der Gendarmen und der neuankommenden Reisenden durch die Schüsse beschleunigt werden würde, doch hatten sie sich in der vorausgesetzten Feigheit der Banditen arg getäuscht. Die Kerle, nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten, zogen wüthend ihre Dolche hervor und rüsteten sich zum Kampfe. Die beiden tapferen Vertheidiger merkten wohl, daß sie allein geblieben waren, doch das Rasseln des wie rasend herbeieilenden Wagens und die lauten Zurufe gaben ihnen Kraft, auszuharren.

Jetzt fielen von allen Seiten Schüsse in das dichte Knäuel der Banditen. Die Fackel war erloschen, ungewisse Dämmerung umgab die Kämpfenden, wildes Fluchen, Pferdegewieher, markerschütternde Schreie der Verwundeten, vielleicht tödtlich Getroffenen erschütterte die Luft.

Plötzlich, wie auf Kommando, wandten sich die Banditen zur Flucht, doch als wollten sie ein besonderes Merkmal ihrer Rache hinterlassen, ergriff einer der wüthenden Kerle das vor Aufregung halb ohnmächtige Mädchen und ein Dolch zuckte über ihrem Antlitz; aber kaum berührte seine Spitze ihre Stirn und während die Mutter sich zwischen den Banditen und ihr Kind stürzen wollte, kam ihr eine hohe schlanke Jünglingsgestalt zuvor. Ein kurzer heftiger Kampf entspann sich zwischen den beiden Banditen, dann sank Einer von ihnen tödtlich getroffen zu Boden, während der Andere, sich mit blankem Dolche Bahn brechend, den Gefährten nacheilte.

„Gilbert! Wo ist Herr Gilbert?“ fragten sich die Geretteten nach einer Pause bangen Schweigens.

Der Genannte war nicht zu sehen. Schon rüsteten sich widerwillig die Gendarmen zur Verfolgung der Banditen, als von der Anhöhe herab die Stimme des Vermißten laut wurde.

„Meine Freunde, seid so gut, meine Frau zu benachrichtigen, daß sie dreitausend Piaster für mich bereit halte. Erst nach Empfang dieses Lösegeldes wollen mich „die Herren“ freigeben.“

Was war zu thun?

Wollte man die Banditen weiter verfolgen, wie leicht konnte der Entführte dafür büßen. Uebrigens nahte die Bande ihren Schlupfwinkeln und war bald darin verschwunden.

Alles bestieg wieder die Wagen. Das verwundete Mädchen lag mit verbundener Stirn in den Armen der Mutter, die Gott inbrünstig dankte für die schnelle Hilfe des Unbekannten, der ihr Kind vielleicht dem sicheren Tode entrissen hatte.

Das gefährliche und für den armen, reichen Gilbert so folgenschwere Abenteuer hielt die ganze Gesellschaft wie in einem finsteren Bann. Schweigsam kehrte man in das nächste Städtchen ein, vor dessen einzigem Gasthause Halt gemacht wurde. Eine neugierige Menschenmenge, von dem Unfall bereits unterrichtet, empfing die Reisenden mit der nur den Südländern eigenen zutraulichen Herzlichkeit, und Alles wetteiferte in Aufmerksamkeit und Theilnahme für die Ueberfallenen. Man richtete die besten Zimmer her, ein Arzt war sofort zur Stelle und

erklärte die Stirnwunde der jungen Deutschen für ganz ungefährlich. Auf diese Versicherung hin beschloß die Gesellschaft, nur ein oder zwei Tage zur Erholung zu bleiben und dann getrost die Reise fortzusetzen.

* * *

Auf der zerstampften, blutbefleckten Fahrstraße hauchte indessen ein armer Bursche seinen letzten Athemzug aus.

Es war Tonio; zwischen den erstarrten Lippen hielt er ein kleines silbernes Geldstück.

Angioletta.

Wenn man in Palermo die lebhafte Toledostraße hinabschreitet, gelangt man bald an die „Marina“, an den Hafen, welcher fast ringsum von einer herrlichen Baumallee umgeben ist. Neben derselben erstreckt sich der breite Fahrdamm, der Tummelplatz des allabendlich stattfindenden Korso der Palermitaner Geburts- und Geldaristokratie. Von einem Tempel her ertönen die beliebtesten Tänze und Märsche, Ouvertüren und Opernarien, zwischen den grünen Büschen lugen phantastische Trinkhallen und Buden mit köstlichen Früchten, süßen Bäckereien und hunderterlei anderen Näschereien hervor, deren Verkäuferinnen, theils in ihren originellen Volkstrachten, theils in koketter, städtischer Kostümirung von einem Schwarm lustiger Gesellen umgeben sind. Herüber und hinüber mischt sich fröhliches Gelächter in die Klänge der Musik, das Rollen der Wagen, das Rauschen des Meeres. An verschiedenen Stellen bildet der Fahrdamm und das fliesenglatte Trottoir mehrere große in das Wasser vorgebaute Halbzirkel. Hier sind neben den steinernen Bänken

tausende von Stühlen aufgestellt, die für ein Geringes vermiethet werden. Kaum steht Einer auf, lauert auch schon ein Anderer auf den Platz, um sich hier, umklungen und umschwirrt von den mannigfachsten Tönen und Gestalten, einem dolce far niente hinzugeben, wie es interessanter und amüsanter kaum gedacht werden kann. Durch das tumultuöse Treiben der fahrenden, reitenden, spazierenden und ruhenden Menge winden sich die zierlichen Blumenverkäuferinnen und die kleinen halbnackten Fischerbuben, die bittend und bettelnd mit ihren nicht immer ganz reinlichen Beuteln voll getrockneter Schweinsbohnen und gesalzener Melonenkerne umherlaufen.

Man denke sich dies farbenreiche Bild in ein Meer von Blumenduft und Lichterglanz getaucht, und man hat eine nur schwache Vorstellung von der Marina in Palermo Abends von acht Uhr an.

Kaum hatte eines Juli-Nachmittags die drückende Hitze etwas nachgelassen, als der erst seit Kurzem in Palermo anwesende junge deutsche Schriftsteller, Walter Dörnberg, an das Fenster seines Hotelzimmers trat, um einen forschenden Blick auf die gluthdurchwehte Straße zu werfen.

Sonnenuntergang.

Alles athmet auf. Blumen und Blätter heben und strecken sich von Neuem und hauchen den köstlichsten Duft in die durch leise Lüftchen erfrischte Atmosphäre, zierliche Eidechsen huschen über die noch glühenden Steine und Stege, die Hausthiere kommen sachte aus ihren dunklen Schlupfwinkeln hervor, die Menschen rühren und regen sich allmählich aus ihrem schweren Nachmittagsschlummer. Man verläßt die kühleren Hintergemächer und getraut

sich wieder an die sonnendunstigen Straßenfenster. Die grünen Jalousien werden vorsichtig geöffnet, die Vorhänge gehoben. Man prüft, ob man es wagen darf, zu öffnen. Man vergewissert sich, daß es in den Läden und Hausfluren wieder lebendig wird. Fernes Pferdegetrappel und Wagengerassel ertönt wie eine erlösende Offenbarung, daß der Bann gehoben, daß Palermo dem Vergnügen, d. h. also dem Leben wiedergegeben ist.

Alles macht Toilette. Männer und Frauen, Kinder und Dienstvolk, Alles putzt sich für den schönen Abend und für die noch schönere Nacht an der Marina.

Eine Stunde später fügte sich bereits eine Karosse an die andere auf dem Wege nach dem Hafen.

Walter folgte langsam zu Fuß. Ihm war Alles neu und es lag ihm daran, viel und gut zu beobachten. Daher ließ er sich Zeit und es dunkelte bereits, als er nach etlichen Abstechern in den beliebtesten Straßen mit ihren bunten Läden und glänzenden Kaffee's auf der Marina anlangte. Der Korso war bereits in voller Entfaltung. In den weichen Polstern lagen die Damen nachlässig hingestreckt, mit den riesigen Fächern wedelnd, die elegante Herrenwelt hoch zu Roß nebenher kourbettirend. Walter schlenderte im Gewühl hin und her, All' und Jedes mit der Aufmerksamkeit des gründlichen, immer auf Selbstbelehrung ausgehenden Nordländers betrachtend. Die Stunden schwanden dahin. Je später, desto lustiger wurde es. Es schien, als habe sich hier die überströmendste Lebenslust mit der naivsten Sorglosigkeit vereinigt: Witz- und Scherzworte, wohin man hörte, glühende Wangen, glühende Blicke, wohin man sah.

Inmitten dieser ungezwungenen Geselligkeit, wo der Eine nur für den Anderen da zu sein schien, fühlte der Deutsche sich plötzlich überaus vereinsamt. Er machte auf einmal Kehrt und arbeitete sich gegen das Gewühl hindurch, um nach Hause zurückzukehren.

Zufällig fiel sein Blick auf eine im Halbdunkel dastehende weibliche Gestalt. Sie bildete in ihrer stillen Regungslosigkeit einen so auffallenden Kontrast zu der geräuschvollen, beweglichen Umgebung, daß der junge Mann nach kurzem Zögern neugierig näher trat, um die Einsame in Augenschein zu nehmen. Es war ein Mädchen kaum den Kinderschuhen entwachsen, halb städtisch, halb ländlich gekleidet und wie es Walter schien, von dürftigem Aussehen.

Sie rührte sich nicht, obwohl sie bemerken mußte, daß sie beobachtet wurde.

Walter sprach sie freundlich und dennoch absichtlich mit einer gewissen höflichen Zurückhaltung an.

Sie hob schnell die Wimpern und ein finsterer Blick traf ihn mit unangenehmer Schärfe. Ihre Lippen schlossen sich noch fester und das dunkle Tuch enger an die Schultern ziehend, sah sie wieder zur Erde.

Die schnelle Bewegung war so charakteristisch in ihrer sprechenden Energie, daß Walter förmlich frappirt war. Voll Interesse ruhte sein Blick auf der schlanken Gestalt, dann lüftete er den Hut und ging.

Er überschritt den großen vor dem Thore liegenden Platz, um sich wieder nach der Toledostraße zu begeben. Ohne ein bestimmtes Ziel schlenderte er dann achtlos dahin. Seine Gedanken weilten bei dem Mädchen. Er

fragte sich, wer und was sie sei? Wie sie derart in das heitere Gewühl gerathen konnte, ohne doch augenscheinlich daran Theil nehmen zu wollen? Er belächelte seine Neugier. Vielleicht war die Kleine eine harmlose Putzmacherin, die verstimmt auf den sich verspätenden Liebsten lauere. Nein! So sah sie nicht aus! Es lag eine Würde über der ganzen Erscheinung gebreitet, die zur Achtung zwang. Pah! dachte Walter, vielleicht ist sie ein Modell und die ihr angelernten Posen sind ihr durch lange Gewohnheit schon zur zweiten Natur geworden. Auch das traf kaum zu. In dem Blick lag nichts Keckes und nichts Gekünsteltes. Es war zwar ein freier, aber ein eigenthümlich ernster Blick. Mehr als ernst — eine ganze Geschichte voll Leid, Schwermuth und Entsagung lag in dem Auge, während der Mund sich entschieden feindselig verschloß.

Nachdenklich verbrachte Walter den Abend. Selbst am anderen Morgen war das Bild des Mädchens nicht aus seinem Sinn geschwunden. Ihn beunruhigte die Vorstellung, daß jene Einsame, eine Unglückliche, eine Hilfsbedürftige, eine Rathlose sei, die vor einem Abgrund stehe, die Niemand habe, der ihr eine rettende Hand entgegenstrecke . . .

Fast ärgerte ihn diese hartnäckige Theilnahme für eine Wildfremde, die vielleicht diese Theilnahme gar nicht verdiente. Doch konnte er nicht hindern, daß seine Phantasie munter weiterspann und das Mädchen in ein immer bunteres romantisches Gewebe hüllte. Entschlossen kehrte er am folgenden Abend zur Marina zurück. Er hatte sich die Stelle, wo er die stumme Schöne an-

gesprochen, gut gemerkt, doch die Stelle blieb leer. Verdrossen drückte er sich durch die Menge und schalt sich einen Narren. Wie konnte er nur annehmen, daß die Gesuchte eben dort wieder zu finden sei! Wahrscheinlich sah er sie nie wieder. Mit diesem Gedanken überschritt er den Fahrdamm um an der Balustrade der Marina sich an dem wie von tausend Sternen besäeten Wellenspiel zu ergötzen. Da gewahrte er auf dem in das Wasser hinausgebauten Halbrundplatz eine ganz allein sitzende weibliche Gestalt, die abgewendet von dem lichten und lauten Treiben, das Gesicht dem Meere zukehrte.

Wenn sie es war!

Als hinge sein Lebensglück oder ihr Schicksal oder mindestens eine gute Novelle davon ab, so erregt näherte er sich der Alleinsitzenden. Er wagte es sie anzureden:

„Signorina —“

Stumm und unbeweglich verweilte Jene. Gerade dieses abweisende Schweigen bestärkte Walter in der Zuversicht, daß er die Gesuchte vor sich habe, doch schämte er sich seiner Zudringlichkeit und fast verlegen wiederholte er den Ruf:

„Signorina — ich sah Sie gestern —“

Keine Antwort.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie noch einmal anspreche, aber mir ist als — als — bedürften Sie vielleicht des Schutzes, der Hilfe —“

Sie wandte den Kopf. Ja, sie war es, die Gesuchte. Das Licht eines entfernten Kandelabers beleuchtete kaum das Gesicht, aber Walter sah, daß es schön war, — schön und thränenüberströmt.

Es schien, als kostete es ihr Anstrengung den Mund zu öffnen.

„Ich bin keine Signorina. Auch brauche ich weder Schutz noch Hilfe," sprach sie mit hartem Ton und wendete sich wieder weg.

Walter ließ sich nicht abschrecken. Unbekümmert um die feindselige Haltung des Mädchen, folgte er dem heftigen Gefühl des Mitleides für sie. Er nahm wieder das Wort und versicherte mit ruhiger Bestimmtheit, daß er keineswegs zu jenen Unverschämten gehöre, die sich aufdrängen wollten, sondern er sei ein biederer, einfacher Deutscher —

„Ein Deutscher!" rief sie jäh in deutscher Sprache aus, drehte sich um, sah den vor ihr Stehenden wie träumend an, dann murmelte sie zum zweiten Male: „ein Deutscher" und brach in heftiges Schluchzen aus, das Gesicht mit leidenschaftlicher Geberde in den Händen verbergend.

Der junge Mann stand völlig konsternirt.

Hier schien ein absonderliches Räthsel verborgen. Walter war entschlossen, dasselbe zu lösen. Mehr noch, als die lebhaft angeregte Wißbegierde, fesselte ihn ein echt menschliches Mitgefühl an die Seite der Weinenden.

Schon erregte das sonderbare Paar die Aufmerksamkeit der Passanten.

„Lasciatemi, vi prego —" bat das Mädchen und erhob sich mit unstätem Blick. „Lassen Sie mich meines Weges gehen!"

„Nein," versetzte Walter mit Entschiedenheit. „Ich bin überzeugt, daß Sie schweren Kummer haben und da

thut es dem Herzen wohl ein tröstendes Wort zu hören. Ich bin Ihnen fremd, aber meine Art, mein Ton muß Ihnen sagen, daß ich es gut meine, und das ist die Hauptsache. Bitte, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns wie zwei Freunde eine Strecke zusammen gehen. Wenn wir aus dem Gewühl heraus sind, sagen Sie mir vielleicht, was Sie betrübt, und ob Ihnen geholfen werden kann."

Mit gesenktem Kopf hatte sie ihn angehört. Da er ihr den Arm reichte, nahm sie denselben zögernd an und sie entfernten sich nach dem ruhigeren Theil der Marina wo kein Korso mehr stattfand und die Laternen spärlicher brannten. Hier lagen die ruderfertigen Barken bereit. Die Besitzer derselben waren wie gewöhnlich in den nahen Schenken, aus denen Guitarrenklänge und lustige Volksweisen ertönten. Hier und da schlich ein enganeinander geschmiegtes Paar, unbeachtet und nichtsachtend, ganz in trauliches Liebesgeflüster versunken. Hier war es still und ungestört. Man konnte das leise Wassergemurmel hören und das sanfte Rauschen der wenigen Bäume. Das Stimmengewirr der fahrenden, reitenden, plaudernden Menge, die Orchesterklänge aus dem Musikpavillon tönte aus der Ferne gedämpft herüber.

Schweigend waren die Beiden nebeneinander hergegangen.

Seit das Mädchen weinte, schien sein Widerstand gebrochen. Es ließ sich führen, als wisse es kaum davon und beantwortete die Fragen wie mechanisch.

„Wie sie heiße? Angioletta. Wo sie wohne? Nirgends. Wer ihre Eltern seien? Das wisse sie nicht. Ob sie Verwandte habe? Sie glaube es nicht."

ehe es zu Ende ging. Ich solle nach Hause gehen, an meines Vaters Thüre klopfen und warten bis mir aufgethan werde. Wenn dann ein blasser, rothbärtiger Mann heraustrete, dann solle ich mich ihm vor die Füße werfen, denn das sei mein Vater. Ich solle ihn im Namen der unbefleckten Jungfrau um Vergebung flehen, ihm erzählen, wie die Mutter bereut habe —"

Die Stimme versagte ihr. Nach einer kurzen Pause sprach sie weiter: „Das Uebrige würde der liebe Gott besorgen, der keinen Vogel vom Dach fallen ließe. Ich that nach dem Willen der Mutter. Nachdem ich ihr feuchtes Grab mit Rosen besteckt, machte ich mich auf den Weg. Ohne rückwärts zu schauen, wanderte ich die große Straße geradeaus nach dem nächsten Ort. Dort sagte ich den Leuten, ich wolle nach Italien. Ich hatte Deutsch sprechen gelernt und doch verstanden sie mich nicht. Ich wandte mich an Diesen, an Jenen. Sie lachten. Ich weinte. Ach, Signore, ich mag nicht dabei verweilen. Es waren böse Stunden, traurige Tage. Aber — mein Vater! rief es in mir. Der blasse, rothbärtige Mann, der gewiß einsam dasitzt und wartet, wartet, wartet . . . o, das Warten ist schrecklich! — Mein Vater! rief ich, wenn mein Muth zu sinken begann, und wenn mein Körper ermüdete, daß ich kaum weiter konnte, dann schalt ich mich: was? bist du nicht jung und rüstig? Auf! es wird schon gehen! halte aus, gewiß gehst du nicht zu Grunde, du bist stärker, als du glaubst, mach! raffe dich zusammen, rühre dich! Siehst du, es geht! es geht! —" Und wirklich — ich kam immer vorwärts. Am schlimmsten war's, wenn ich geschlafen oder geruht hatte, dann war

ich hinterher wie gelähmt. Ich probirte es, gar nicht mehr einzuschlafen, aber es überfiel mich, ich wußte nicht wie."

„Und so wanderten Sie —?"

„Nach dem Süden weiter! Je heißer die Sonne brannte, je höher die Berge stiegen, desto besser verstanden mich die Menschen und wiesen mir den richtigen Weg. Ich fragte bald nicht mehr, fragte auch nicht nach Morgen oder Abend — denn ich ward immer müder. Stundenlang saß ich an den Wegen. Oft rief man mich herein und gab mir Trank und Speise, mehr als ich brauchte. Mancher nahm mich auf den Wagen und sausend ging es dann vorwärts, vorwärts der Heimath entgegen! Mitten in meiner Betäubung flehte ich unaufhörlich zur Jungfrau, sie möge den Weg mir kürzen. Endlich hat sie mich erhört! Eines Tages sah ich den ersten Olivenbaum und ein paar Stunden später sah ich das Meer. O, das geliebte Meer! Mein Meer! Das Meer Italiens! Das Meer meiner Heimath!"

Sie stand dicht an der Balustrade und streckte extasisch beide Arme nach dem Wasser hin, als wolle sie es umfassen, während der Ausdruck unsäglicher Liebe ihr Gesicht verklärte. Einen Augenblick stand sie so völlig selbstvergessen da. Walter wagte nicht, sich zu rühren und doch war er voll Spannung auf den Fortgang der Erzählung. Da sie nicht fortfuhr, sondern plötzlich auf den Steinsitz sank, immer noch die Blicke auf das Meer gerichtet, fragte er endlich halblaut:

„Gelangten Sie nach Hause?"

„Ja."

„Fanden Sie Ihren Vater?“

„Nein.“

„Wo war er?“

„Ich weiß es nicht.“

„Warteten Sie nicht auf ihn?“

„Ich wartete.“

„Lange?“

„Dreißig Tage.“

„Und während der ganzen Zeit —?“

Auf einmal begann sie erzählend in träumerischem Ton:

„Ich stand an der Thüre und klopfte. Erst leise dann heftiger. Niemand öffnete. Ich sah mich um. Ich ging von einer Ecke zur anderen. Bald merkte ich, daß das Haus schon eine lange Weile nicht bewohnt gewesen war. Die Fensterläden hingen halb gebrochen an den verosteten Haken, ein umgestürzter Baum lag quer über dem Dach, die Steinbank war zerfallen. Der Garten verwildert, die Mauer zerbröckelt und aus den Löchern huschten die Eidechsen hervor.“

„Was begannen Sie?“

„Ich kam hierher. Dieser oder Jener wollte wissen, daß mein Vater, um die Schande und den Spott nicht zu tragen, nach unserer Flucht das Haus ebenfalls verlassen habe und ohne Jemandem Etwas zu sagen, fortgegangen sei in die Fremde. Genaues wußte Niemand.“

„Was geschah mit Ihnen?“

„Ei nun,“ versetzte Angioletta tonlos, „ich mußte leben. So dachte ich damals und fing wieder an Spitzen zu klöppeln, wie meine Mutter es mir gelehrt.

Aber die Arbeit ging mir nicht recht von der Hand und seit ein paar Tagen —"

Sie stockte.

„Was?" fragte Walter forschend.

Sie wich seinem Blicke aus und versetzte mit dem rauhen Ton, den er schon an ihr kannte:

„Seit ein paar Tagen überlege ich mir das Ende der Geschichte."

„Mädchen!"

Mit wildem Trotz warf sie den Kopf zurück.

„Das heißt doch nicht leben? Ach — nur Eines möchte ich . . . Wenn ich den Vater nicht finde . . ."

Sie stand still. Ihre Augen funkelten, sehnsüchtig streckte sie die Arme empor.

„Was möchten Sie?"

„Sterben!"

„Thorheit!"

„Was soll ich auf der Welt? Zusehen wie Alles sich liebt und freut, und um mich kümmert sich Niemand? Nach mir fragt Keiner?"

„Sie sind so jung —"

„Eben deshalb. Welche weite Oede steht mir bevor . . . mir graut!"

„Und die Hoffnung, daß Sie Ihren Vater dennoch finden?"

„Ich hoffe Nichts mehr."

„Sie sind ein Kind, sage ich."

Fester nahm Walter das Mädchen an den Arm. Sie standen gerade vor einer Barke, die von ihrem Führer nicht verlassen war. Er saß mit verschränkten Armen

unbekümmert da und schien zu schlafen. Walter rief ihn an. Langsam griff der Alte zu den Rudern, und das Paar stieg ein.

Bei der zunehmenden Dunkelheit erstrahlte die Laternenreihe an der Marina immer heller und umschloß den Hafen gleich einem Sternengürtel. Der Widerschein auf dem schimmernden, schillernden Wasser zitterte in tausend Strahlen zur Barke herüber, über deren Rand Angioletta wie abwesend mit ihren Gedanken in die Tiefe starrte.

Der junge Deutsche trug sich indessen mit philantropischen Plänen. Er erwog das Schicksal des Mädchens, wie ein Arzt sich allmälig mit Bedacht und Gründlichkeit eine Diagnose seines Patienten stellt, und überlegte die Art der Heilmittel, die wohlthätig auf das Geschick der mitten in ihrer Heimath Heimathlosen einwirken sollten. Um sie zu beruhigen und zu zerstreuen, unterbrach er die drückende Stille und begann ein Gespräch mit dem Alten. Er erkundigte sich nach dessen Leben und Verdienst. Der braune Sizilianer folgte halb mit Widerwillen, wie es schien, der Aufforderung und erzählte, wie er den ganzen Tag in seinem Kahn lebe, um zur bestimmten Stunde gleich seinen Kameraden jedes ankommende Schiff zu empfangen und die Passagiere an's Land zu bringen. Die übrige Zeit lagere er am Ufer, um der Leute zu harren, die Wasserfahrten unternehmen wollten.

Es war eigenthümlich, wie Angioletta aufhorchte, als sie die Stimme des Alten vernahm.

„Und was macht Ihr Weib indessen?" fragte Walter,

dem es keineswegs an Belehrung lag, der nur den Sizilianer im Reden erhalten wollte. Er erschrak förmlich über den Ausdruck in den Zügen des Mannes bei dieser Frage.

„Mein Weib?" fuhr er auf, während ihm eine dunkle Röthe in die Wangen schoß. „Ich habe kein Weib . . . Die Frauen der Anderen," fuhr er sich bezwingend fort, „tragen Fische zum Verkauf umher oder stricken Netze für die Angler. Die Knaben aber durchsuchen von früh bis spät das Wasser, um Muscheln und Seepferdchen zu sammeln, die dann in kleinen Beuteln aufbewahrt und verkauft werden. Doch die hübschesten und kleinsten Muscheln werden von den Mädchen säuberlich ausgesucht und auf kleine Schachteln geklebt. So thut ein Jeder was er kann und versteht."

„Und was habt Ihr denn bei diesem Tagewerk für Abwechslungen und Freuden?"

„Freuden?" Wieder zuckte es in den Zügen des Mannes und wieder bezwang er sich. „Freuden? O, die fehlen uns nicht. Wenn des Fischers braves Weib ihm wieder einen Sohn oder ein Mädel schenkt, das ist seine Freude. Und Abwechslung? O, die hat man mehr als genug. Ich hab' mal eine Abwechslung gehabt —"

Er unterbrach sich und schlug mit dem Ruder in das Wasser, daß es hoch aufspritzte.

„Maledetto!"

„Was ist Euch?" fragte Walter erstaunt. Sein Auge wanderte jetzt häufiger vom Alten zu dem jungen Mädchen, das mit sonderbarer Spannung den Worten des Schiffers lauschte und sich ihm immer mehr näherte.

„Nichts. Ich dachte an so ein Paar, daß ich des Abends, wenn es kühl und dunkel wurde, oft nach dem Meer hinausruderte . . . ich Narr. Herr, ist die da Eure Braut?"

„Nein. Warum fragt Ihr!"

„Weil Ihr sie sonst in Acht nehmen sollt. Sonst kommt so Einer und rudert sie Euch weg." Wieder klang es wie ein Fluch von seinen Lippen. Der junge Mann verstand ihn nicht, doch Angioletta war aufgestanden. Sie trat an den Schiffer heran. Leichenblässe bedeckte ihre Wangen.

„Ihr seid Don Prospero aus Posilippo?"

„Wer kennt mich?" rief der Sizilianer und zog hastig die Ruder in den Kahn.

„Ich kenne Euch!" stieß Angioletta mit einem Jubelschrei hervor und stürzte vor den Alten nieder. „O, Maria und ihr Heiligen, habt Dank! habt Dank! Ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gefunden!"

Der Deutsche starrte auf die merkwürdige Gruppe. Das Mädchen drückte das Gesicht an die Kniee des Mannes und umklammerte ihn, während ein konvulsivisches Schluchzen ihren Körper erbeben machte. Der Sizilianer sah wie geistesabwesend auf die vor ihm Knieende.

„Wer seid Ihr?"

Sie drückte sich fester an ihn.

„Was wollt Ihr?"

„Vater!"

„Jesus Maria und Josef!"

Der Mann erhob sich in seiner vollen Gestalt.

„Treibt der Teufel sein Spiel mit mir?"

Er griff Angioletta hart an die Schultern, zog sie empor und riß ihr das Kopftuch herunter.

„Du — Du siehst Annita ähnlich —“

„Vater!“

„Du bist —?“

„Dein Kind.“

„Du?“

Er stieß sie von sich. „Geh' lauf zu Deiner Mutter zurück. Hast Du sie verlassen, wie sie einst mich verlassen hat?“

„Meine Mutter —“

„Still! Ich will nichts von ihr wissen — still!“ Wüthend hielt er ihr den Mund zu. Der Mann zitterte vor Zorn und Aufregung. Er hätte das Mädchen fast erstickt, so sinnlos preßte er ihr den Mund zu, wenn Walter nicht schnell auf ihn zugetreten wäre.

„Mann! laßt Euer Kind los — es hat genug gelitten — seine arme Mutter ist —“

„Todt?“ stieß der Mann hervor und sein ganzer Ausdruck veränderte sich. Alle Wuth wich aus seinem Antlitz, eine namenlose Angst malte sich in seinen Zügen, als er Angioletta anstarrte. „Todt? Sprich!“

„Ja, Vater.“

Er sank lautlos auf die Bank zurück. Angioletta rückte dicht an ihn heran, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Vater, Vater —“ mehr vermochte sie nicht hervorzubringen. Der Kahn trieb führerlos auf dem Wasser dahin. Walter ergriff die Ruder und lenkte langsam zum Ufer zurück. Die Beiden achteten nicht auf ihn, der sich hütete, das ergreifende Wiedersehen zwischen

Vater und Tochter zu stören. Allmälig fand Angioletta die Worte wieder. Sie hatte mit beiden Armen den Alten umfaßt und sprach mit dem rührendsten Ausdruck auf ihn ein. Beiden war die Welt vergessen. Immer dringlicher klang Angioletta's Rede. Sie sprach im niederen sizilianischen Dialekt. Dennoch vernahm Walter, daß sie ihre Mutter vertheidigte, deren Leiden und alte Liebe zur Heimath, zum Gatten schildere.

„Dio, Dio!“ murmelte der Mann immer dazwischen und rieb sich von Zeit zu Zeit die Stirn. Oft wollte er aufspringen und das Mädchen von sich abschütteln, doch immer fester schmiegte sich dieses an den starken, stürmischen Menschen und ließ ihn nicht los.

Sie stießen an's Ufer. Wie träumend trat Angioletta's Vater heraus und ging einige Schritte. Er achtete nicht darauf, daß ein Kamerad bereitwillig den Kahn festband. Das Mädchen klammerte sich an den Arm des Wiedergefundenen. Walter blieb ihnen zur Seite.

„Wohin gehen wir, mein Vater?“ fragte Angioletta sanft.

Der Mann blieb stehen.

„Wohin?“

„Können wir nicht nach Hause gehen?“ fragte sie. Das Wort erschütterte ihn mächtig.

„Nach Hause? — Ja, Angioletta, wir wollen nach Hause gehen. Es wird wohl noch Alles an dem alten Fleck stehen. Komm.“

Schweigend wanderten sie eine lange Strecke dahin. Schon lag die Vorstadt hinter ihnen. Sie befanden sich auf offener Straße am Meeresufer.

„Signore!“ wandte sich endlich die Tiefbewegte an Walter. „Eine wunderbare Fügung hat uns zusammengeführt. Sie haben mir zum Wiederfinden geholfen. Nicht wahr, Vater, wir wollen den Signore bitten, daß er zu uns komme? Ich bin ihm großen Dank schuldig.“

„Sie werden willkommen sein, Signore.“ Er bezeichnete dem Deutschen, wo er das Häuschen finden würde und die Beiden verabschiedeten sich von ihm und verschwanden im Gewühl.

Mit widerstreitender Empfindung blieb der junge Mann zurück. In den wenigen Stunden erlebte er einen ganzen Roman. Welch' ein hartes aber verdientes Schicksal hatte jenes treulose Weib betroffen, die ihren Mann verlassen und ihm auch das Kind geraubt, — und welch' einen Heldenmuth bewies das schwache junge Geschöpf, das hilf- und führerlos die weite Wanderung heimwärts unternahm, der todten Mutter Vergebung zu erflehen, den Vater Trost zu bringen. Und welch' ein merkwürdiges Wiederfinden! Wie seltsam, daß Angioletta ihren Vater nicht früher am Hafen gefunden, sie, deren Augen ihn überall suchten. Ob der rauhe Mann wohl so viel Hingebung werth war? Ob sich Vater und Tochter wohl ferner verständigen würden? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten Walter unaufhörlich. Sein leicht entflammendes Gemüth war ganz erfüllt von dem Bilde der jungen Sizilianerin. Sie wiederzusehen, schien ihm das Wichtigste, was ihm in der nächsten Zeit bevorstand.

Die Befürchtung, ein unvorhergesehenes Ereigniß könne diese beiden wunderlichen Menschen wieder auseinandertreiben, und Angioletta könne ihm verloren

gehen — ihm war fast, als gehöre sie nun auch ihm schon an — trieb ihn bereits am anderen Tage das bezeichnete Häuschen aufzusuchen. Er fand es noch schlimmer verwildert, als Angioletta es ihm beschrieben. Das halb zertrümmerte Dach, die zerfallene Mauer, die zertretenen Stufen, die öden Fenster, das wild wuchernde Unkraut ringsum, gaben ein trauriges Bild jahrelanger Verkommenheit. Kein Steg, der heranführte. Nur zögernd schritt Walter über die Schwelle, die von keinem Wächter behütet war. Er warf einen Blick hinein. Es wurde Niemand sichtbar, nur ein Vogel flog erschreckt durch das scheibenlose Fenster hinaus. Da ertönten Stimmen hinter dem Hause. Rasch ging Walter denselben nach. Es bot sich ihm ein überraschender Anblick.

Angioletta, mit matt gerötheten Wangen und lächelnden Mundes stand neben ihrem Vater, der mit nackten Armen, aus einer kurzen Pfeife rauchend, mit einer langen hölzernen Gabel, die nebeneinander auf der Kante der dicken Kaktusfeigenpflanzen gereihten stachlichen Früchte kunstgerecht abzustechen im Begriff stand. Es war dies kein leichtes und gefahrloses Geschäft. Ein großer gefüllter Korb gab Zeugniß einer bereits stattgehabten Ernte dieses „Brotes des Armen“ und wohin man blickte ragten die über Manneshöhe wuchernden, wunderlich geformten grauen, fleischigen Blattbäume über das andere grüne Buschwerk hinaus.

Walter ergötzte sich eine Weile still an dem originellen Bilde, dann trat er vor und begrüßte das Paar. Der heitere Zug in den Zügen desselben wich einer gewissen Betroffenheit. Der Alte reichte die Gabel dem jungen

Mädchen und bedeutete ihm die Arbeit fortzusetzen, dann schritt er mit dem Deutschen um das Haus herum und lud ihn zum Eintritt ein. Angioletta war zurückgeblieben.

„Es sieht arg aus, — Sie müssen entschuldigen, Signore," meinte er ziemlich kurz und bat dann unumwunden um Bescheid, wie und wo er Angioletta getroffen? Er habe noch nicht mit ihr darüber sprechen können.

Der Deutsche hatte diese Frage nicht erwartet. Dennoch berichtete er den ganzen Vorgang mit einfacher Offenheit und zerstreute einen Verdacht, der den Alten gequält zu haben schien.

„Wissen Sie, Herr," — sagte er, die Stirne aus Gewohnheit runzelnd, „Annita — Gott hab' sie selig, ich habe ihr verziehen! — Annita ist durch einen Landsmann von Ihnen in's Unglück gekommen, — wenn auch Angioletta — ich tödtete sie bei Zeiten!"

Leichenblässe bedeckte die Wangen des leidenschaftlichen Mannes. Man sah und hörte es ihm an, daß seine Worte keine leere Drohung enthielten.

Ruhig erwiderte Walter, es gäbe keinen ehrlicheren Freund für Angioletta als ihn; wenn er es vermöchte, würde er das Mädchen wie ein Bruder behüten.

Jener nickte beruhigt und versank in Gedanken. Walter verlangte jetzt seinerseits Auskunft über die vergangene Leidenszeit des Verlassenen. Dieser, von der freien, harmlosen Art des jungen Mannes wohlthuend berührt, erzählte in kurzen Absätzen und ohne Umschweife er habe nach der Flucht von Weib und Kind, Haus und Hof verlassen, sich in vergeblichem Suchen nach den Ent-

flohenen eine Zeit lang in der Fremde herumgetrieben, und sei dann, verarmt und verändert, in Palermo wieder eingetroffen und ein Fischer geworden, um besser jedem ankommenden Schiff auflauern zu können, und zu sehen, ob Annita nicht wiederkehre.

„Sie ist wiedergekehrt, in Eurer Tochter!“ rief Walter warm und wies auf die schüchteru sich nähernde Angioletta.

Diese warf sich dem Sizilianer mit stürmischer Bewegung an die Brust.

„Jetzt bist Du nicht mehr allein. Ich gehe Dir nicht mehr von der Seite! Ich will Dich erheitern, will Dir hundertfach ersetzen, was Du entbehren mußtest, armer Vater!“

„Ein Strahl der Freude zuckte über des Mannes Antlitz. „Bin nicht arm. Das Häuschen gehört uns mit Allem auf tausend Schritt in der Runde. Wir werden es wieder in Stand setzen —“

„Heute noch holen wir Handwerkszeug,“ rief Angioletta eifrig.

„Ich flicke das Dach, mauere die Wände und die Stufen zurecht —“

„Und ich stelle den Garten her! —“

„Weißt Du die Gabel —“

„Die hast Du selbst geschnitzt, Vater —“

„Besinnst Dich noch darauf?“

„Ja.“

„Damals war's, als —“

„Laß!“ bat sie und fügte schnell hinzu, „auch eine Ziege kaufe ich heute gleich und Hühner bringe ich mit.“

So plauderten sie. Dann rief der Alte froh gestimmt:

„Und wenn der Signore dann einmal wiederkommt, dann findet er Alles in Ordnung und Dich als die Padrona.“

Aber Walter kam nicht wieder. Er fand es für seine Ruhe rathsam, das so absonderlich zu einem frühreifen Ernst des Lebens geführte Kind des lachenden Südens nicht wiederzusehen. Angioletta hatte ihre Mission an der Seite des Vaters zu erfüllen und gewiß erblühte ihr einst der Lohn, den ihr liebevolles Gemüth fordern durfte. Walter aber riefen mannichfache Pflichten in sein Vaterland zurück. Vor Allem galt ihm den gewonnenen Schatz vielfältiger Erfahrung und reichhaltiger Anschauungen in dichterische Formen zu kleiden. Empfänglich für alles Schöne, begeisterungsfähig für das Wahre, schuf er tüchtige Werke, die seinen Ruhm begründeten. Doch, wie vielseitig sich auch sein Dasein gestaltete, die Erinnerung an Angioletta blieb ihm treu: ihr Bild begleitete ihn bei all’ seinen Freuden und Arbeiten in unverwelklicher Anmuth.

Coco der Tollkopf.

Es war etwa Ende der sechziger Jahre, als die Dampfkönigin Lokomotive ihren Einzug in die Insel Sizilien hielt und die kleine Strecke von Palermo nach Termini dem Eisenbahnverkehr übergeben wurde. Die Gebildeten begrüßten diese Thatsache als einen Riesenfortschritt, der unter Viktor Emanuel's Regierung sich immer mehr bahnbrechenden Kultur. Das Volk dagegen betrachtete die Neuerung mit mißtrauischen Blicken und nicht Wenige hielten das schwarze, brausende Ungethüm, welches die nachfolgenden schweren Eisenwagen mit unsichtbarer Gewalt weiterschleppte, für den leibhaften Teufel selbst.

Zu diesen gehörte Coco, der weit und breit berühmte „bello Facchino" (Lastträger), nicht. Er glaubte überhaupt nicht an den Teufel. Für seine Genossen Grund genug, ihn selbst mindestens für einen halben zu halten. Auch war er in der ganzen Umgegend gefürchtet und die Burschen hüteten sich, seine Muskelstärke an den eigenen Gliedern zu erproben. Desto größeres Wohlgefallen fanden dagegen die Frauen an dem kraftvollen Jüngling

und es wunderte Niemand, als er, der nichts sein Eigen nannte, als was er am Leibe trug, das schönste und reichste Mädchen als seine Gattin heimführte . . . heim — nämlich in ihr Haus, das gar stattlich und sauber inmitten ihres Bauerngehöftes lag. Gar zu gern hätte Nina es gesehen, wenn nunmehr Coco sich ihrer Wirthschaft angenommen und Haus und Hof als gestrenger Herr, wie es sich gebührte, selbst verwaltet hätte. Aber Coco fand das freie Leben am Hafen, das bunte Treiben mit den Kameraden, den Verkehr mit den ankommenden Fremden viel amüsanter. Da Nina nicht nur schön und reich, sondern auch gut war und mit zärtlichster Liebe an ihrem Manne hing, so ließ sie ihn gehen. Genug, daß er immer wieder kam und sie sonst keine Gründe hatte, über ihn zu klagen.

Nach Jahresfrist wurde Coco Vater. Aber auch dieses Ehrenamt wandelte ihn nicht zu einer Respektsperson um. Er war und blieb der jugendliche Tollkopf mit dem krausen Haar und dem noch krauseren Sinn. Sein Uebermuth, durch sein Glück, wie es schien, doppelt gespornt, kannte bald keine Grenzen mehr. Wenn ein recht tolles Abenteuer, ein kühnes Wagniß, ein unglaublicher Streich alle Gemüther und Zungen in Bewegung setzte, dann war sicher Coco dabei betheiligt. Mit Kleinigkeiten aber gab er sich nicht ab.

„Paß auf," sagte Nina gelegentlich, „Du rennst noch in Dein Unglück."

Er lachte.

„Und was geschieht dann mit mir?" fuhr sie fort. „Du weißt, ich kann nicht leben ohne Dich."

Geschmeichelt wollte er sie umfassen, aber sie wich ihm aus. Zorn und Liebe funkelten in ihrem Blick, als sie fast mit Härte hinzufügte: „Merk' es Dir." Rasch drehte sie ihm den Rücken und ging hinaus.

Eines Tages kehrte er mit Filippo, dem Fischer, und Bastiano, dem Steinbrecher, über die ausgedörrten Felder nach Hause zurück. Das Kleeblatt befand sich in heiterster Stimmung. Man scherzte und lachte und trieb allerhand Possen, als der Eisenbahnzug nach Termini vorübersauste.

Filippo und Bastiano verstummten erschreckt, ja, der Letztere bekreuzigte sich sogar.

„Ihr Dummköpfe!" lachte Coco. „Thut ihr nicht gerade, als sei das Ding etwas Ungeheuerliches? Was meint Ihr, wenn ich mich da drunter lege und mich überfahren ließe? Ich sage Euch: kein Haar sollte das Ungethüm mir krümmen!"

Die Anderen erblaßten.

„Ihr Heiligen! was spricht er für Zeug!"

„Er ist von Sinnen!"

„Ich thu's!" prahlte Coco.

„Wir wollen gehen!" riefen Jene, wie aus einem Munde. Sie drängten ihn fort, oder vielmehr wollten ihn drängen, er aber blieb, wie ein Baum am Wege stehen.

„Im Ernst! die Sache macht mir Spaß. Seht, sie ist ganz einfach —"

Jetzt schritt er an das Geleise heran. Die Kameraden wollten sich aus dem Staube machen, Coco aber hielt sie

fest und zwang sie mit seinen starken Fäusten bei ihm stehen zu bleiben.

„Ihr Feiglinge, Ihr! schämt Euch! Nicht einmal denken wollt' Ihr Euch die Gefahr.“

„Diavolo —“ brummte Bastiano und kraute sich hinter den Ohren, „'s ist doch keine Kleinigkeit —“

„In Stücke gerissen zu werden —“

„Nein, sag' ich! Davon kann keine Rede sein. Seht — aber so bleibt doch ruhig! Ich thu's ja nicht jetzt im Augenblick . . . Ich werde mich hüten, am hellen, lichten Tage und nun gar an dieser Stelle, wo uns die Leute auf eine halbe Meile weit sehen können. Nein! Ich suche mir eine gelegenere Zeit und ein besseres Plätzchen. Nur zeigen will ich Euch, wie ich es meine, Ihr Memmen.“

Er zeigte ihnen, wie er sich der Länge nach gerade in die Mitte der Schienen legen würde, nur mit den enganliegenden Beinkleidern angethan, damit nicht irgend ein flatternder Zipfel von den Rädern erfaßt werden könne.

„Seht, wenn ich nun so flach und bewegungslos daliege,“ erläuterte er seine gefährliche Absicht mit behäbigster Umständlichkeit, „dann gehen die Maschinen und Wagen ganz bequem über meinen Körper hinweg, ohne ihn auch nur zu berühren. Denn das habe ich längst gesehen und davon könnt Ihr Euch mit eigenen Augen überzeugen: der Boden der Kästen und Wagen befindet sich nicht so dicht über dem Erdboden, daß er einen liegenden flachen Gegenstand streift, sondern er

schwebt wenigstens um so viel" — er zeigte mit der Hand das genaue Maß — „über der Erde."

Die Freunde hatten sich von ihrem ersten Schrecken erholt und hielten Coco's Auseinandersetzungen für eitle Windbeuteleien. Sie schüttelten sich vor Lachen (oder thaten doch wenigstens so, denn ganz geheuer war ihnen denn doch nicht zu Muthe) als er bei seiner Behauptung stehen blieb.

„Wollen wir wetten?" rief er gereizt durch den Widerspruch.

„Gott soll mich bewahren!"

„Versuche die Heiligen nicht!"

„Zwanzig Skudi?"

„Nein, nein!" Sie wollten gehen. Coco trat ihnen in den Weg.

„Zwanzig Skudi!"

„Du bist toll ...

„Wahrhaftig, Du verdientest, daß man Dich beim Wort nähme ..." blinzelte Filippo, dem die genannte Summe im Stillen imponirte. Was hätte er nicht um zwanzig Skudi angegeben ... um fünfe ... um einen Skudi ... ja, um noch weniger! und hier galt doch nur das Zusehen.

„Ihr müßt die Wette halten, sonst —"

„Schon gut."

„Wir halten sie."

„Topp!"

Sie schlugen ein. Das Nähere wurde sofort verabredet, Tag, Stunde und Ort bestimmt. Das Kleeblatt suchte an einem entlegenen Theil des Bahnkörpers die dunkelste Stelle heraus, damit der Lokomotivführer des

zu erwartenden Zuges nicht das Vorhaben entdecke und vereitele. Endlich fand man eine passende Stelle und frohlockte darüber, als habe man mindestens einen vergrabenen Schatz entdeckt. Coco besonders war völlig außer sich vor Vergnügen und erging sich bereits in allen möglichen lustigen Plänen, wie er den Betrag der Wette am besten anwenden solle. Natürlich mußte die Heldenthat mit einer großen Schmauserei gefeiert werden. Außerdem sollte Nina die Korallenperlen, die sie sich wünsche, und dazu ihren Schutzpatron, den heiligen Carolus aus Gyps, auf den sie ein Auge geworfen, erhalten. Das würde sie versöhnen, falls sie über die Wette zürnen sollte. Vorläufig freilich müsse die Sache ein tiefes Geheimniß bleiben.

Eine Stunde darauf wußte Nina Alles.

Bastiano, von Gewissensskrupeln geplagt, hatte ihr Alles verrathen.

„Wenn ihm etwas passirt, dann werden wir es büßen. Die Polizei hat lange Arme und überhaupt — seit die Piemontesen hier hausen, wird Einem ja bald ein Spaß verdorben.“

Die junge Frau glaubte anfänglich nicht an die wahnsinnige Absicht ihres Mannes. Sie zuckte die Achseln und wies dem Steinbrecher den Weg, so daß sich dieser murrend entfernte. Als aber zur festgesetzten Abendstunde Coco wirklich sich nach der ihr mitgetheilten Richtung entfernte, warf sie rasch ein Tuch um und folgte ihrem Manne unbemerkt.

Dieser näherte sich langsam dem Bahnkörper, scheinbar zwecklos schlendernd, bald hier, bald da sich bückend,

um einen Halm zu pflücken, als sei er der harmloseste Spaziergänger der Welt. Plötzlich aber beeilte er seine Schritte und verschwand in dem niedrigen Gestrüpp am Abhange, in welchem er sich verabredetermaßen verstecken sollte, bis die Ankunftszeit des Eisenbahnzuges herangenaht war.

Eine Minute später stand Nina vor ihrem am Boden niedergekauerten Mann.

„Was suchst Du hier?"

Der Ueberraschte war sprachlos. Dann fragte er unsicher, was Nina hier wolle?

„Was ich hier will?" Sie nahm seinen Arm und schüttelte ihn. „Mann, Du fragst! Siehst Du es mir an? Ich weiß Alles." Und da er betroffen vor sich nieder blickte, herrschte sie ihn an:

„Steh' auf. Pfui! ein Mann am Boden kauern, wie ein Thier!"

Er wollte etwas erwidern.

„Schweig. Du bist ein Wahnsinniger oder ein grundschlechter Mensch."

„Weib!" Er sprang auf die Füße.

„Was? — Hast Du nicht Frau und Kind? — Darfst Du Dein Leben auf's Spiel setzen? — Und wo bleibt denn Deine Liebe zu mir? He?"

Sie schüttelte ihn.

„Nina —"

„Genug! Komm."

Er wollte Widerstand leisten. Da faßte sie sein Handgelenk wie mit eisernem Griff und ihr glühender Blick heftete sich auf sein Antlitz, daß es davon erröthete.

Er ließ sich schweigend zurückführen. Die gleichfalls in der Nähe versteckten Genossen beobachteten es theils mit Unwillen, theils mit Schadenfreude und nahmen sich vor, ihn weidlich auszulachen. Es ward ihm nicht schwer, ihre Gedanken zu errathen, und trotzig biß er die Lippen auf einander. Die Gatten sprachen keine Silbe mehr zusammen. Stumm legten sie sich nieder. Doch als Coco sein vereiteltes Vorhaben beschlafen hatte, regte sich doch in ihm die Ahnung seines Unrechtes. Mit einer Armensündermiene stand er am folgenden Morgen vor seiner Frau.

„Nun — sei wieder gut!“

Große Stille.

„Nina! Ninetta ... Schau! die Geschichte mußte gut enden! die Gefahr —“

Rasch hielt sie sich die Ohren zu und sah ihn groß an. Die Entschuldigung blieb ihm im Halse stecken. Dann begann sie zu reden, und was eine Weiberzunge, insbesondere eine süditalienische und nun gar diejenige der leidenschaftlichen Nina Alles an zweckentsprechenden Vorwürfen, Ausbrüchen des Zornes und bitteren Klagen nur so in aller Hast und Eile herauszuhaspeln und hervorzusprudeln vermochte, das wurde redlich zum Besten gegeben. Der Ausgescholtene hielt diesem häuslichen Gewittersturm gegenüber tapfer Stand, nur als Nina zum Schluß ihrer Rede meinte, es würde noch lange dauern, bis sie ihn wieder mit den alten Augen ansehen könne... wenn es jemals wieder geschähe... das wurmte ihn.

Verstimmt ging Coco den Tag über umher, Abends traf er mit den Freunden zusammen.

Drohend blickte er ihnen entgegen, aber die Gelegenheit, den Uebermüthigen zu necken und sich über ihn lustig zu machen, mochten sie sich nicht entgehen lassen.

„Schau, schau! Der große Mann!“

„In was für Gefahren sich der begiebt.“

„Alles kann er!“

„Das heißt, wenn seine Frau es erlaubt.“

„'s wundert mich, daß sie Dich heute frei umherlaufen läßt.“

Sie lachten aus voller Kehle.

Coco krampfte ingrimmig die Fäuste zusammen. Das Gesindel durfte ihn auslachen! Ihn!

„Pah,“ versetzte Filippo. „Coco ist nicht nur ein Tollkopf, er ist auch ein Schlaukopf . . . er steckt mit seiner Frau unter einer Decke. Ihm ist die Sache leid geworden — und sie schiebt er vor —“

Mit einem Satz sprang Coco auf den Sprecher zu und wäre dieser nicht auf seiner Hut gewesen, der Schlag hätte ihn zu Boden geschmettert.

„Hallunke Du! Ich, ein Wortbrüchiger? Ein Weiberknecht? Nein! Jetzt thu ich's! Auf der Stelle! Kommt.“

Schon bereuten Jene ihre voreilige Neckerei, aber diesmal blieb Coco standhaft. Er zwang die Beiden, ihn zu der verabredeten Stelle zu begleiten, damit sie Zeugen wären dessen, was geschähe. —

Der Abend war ein ziemlich dunkler. Die letzten Häuser der Stadt mit ihren blinkenden Lichtern und Laternen schimmerten undeutlich durch die trübe Dämmerung; weit und breit war kein Mensch zu sehen, kein

Laut zu hören. Schwer zogen die Wolkenmassen am Himmel dahin und eine drückende Gewitterschwüle lagerte rings umher.

Die Minute nahte heran, in welcher der Zug erwartet wurde. Coco entkleidete sich in der verabredeten Weise und nachdem sich alle Drei vergewissert hatten, daß kein Lauscher sie beobachte, trat Coco entschlossen an das Geleise.

Die Freunde packte denn doch die Gewissensangst. Sie flehten ihn an, von dem Vorhaben abzulassen, doch er, statt aller Antwort, trat zwischen die Eisenschienen und legte sich behutsam hin, genau die Mitte berechnend, die Arme fest an den Leib geschmiegt.

„Jesus, Maria und Josef," flüsterte Bastiano, wenn nur kein Unglück passirt . . ."

„Coco, hast Du Angst?" fragte Filippo.

Der Angeredete schwieg und rührte sich nicht.

Ein heftiges Herzklopfen benahm den Genossen den Athem.

Wenn sie noch rechtzeitig Coco von dem gefährlichen Platz hinwegrissen? Aber er würde sich wehren. Ein Kampf mit dem Eigensinnigen angesichts des nahenden Zuges!

Auch war es zu spät. Das Signal ertönte. Von dem Eisenbahngebäude her erklang der verhängnißvolle Pfiff, ein fernes Brausen wurde hörbar . . . näher, immer näher . . .

Auf einmal, bei der Biegung des Bahnkörpers erschien das schwarze Ungethüm. Unheimlich leuchteten seine glühenden Augen, gespenstisch hob es sich von dem Abendnebel ab, ein leises Klingen erfüllte die Luft.

Die Freunde, von einem unerwarteten unsäglichen Angstgefühl übermannt, standen Hand in Hand, dicht nebeneinander gedrängt, als wollten sie sich aneinander halten.

Starr hielten sie die Blicke auf die in grausiger Deutlichkeit ganz nahe gerückte Lokomotive geheftet. Jetzt näherte sie sich dem vom Erdboden sich abhebenden Körper... wenige Schritte ist sie von ihm entfernt... eine Sekunde höchster Aufregung ...

Der Zug ist zur Stelle. Ein, zwei, drei, vier Wagen... fünf... sechs... sieben... und der letzte... sie sausen vorüber und entschwinden in die Ferne.

Eine Weile stehen noch die beiden Zuschauer wie in lethargischer Erstarrung. Dann stürzen sie auf den Daliegenden zu. Sie finden ihn anscheinend unverletzt, aber regungslos, wie todt. Sie fassen ihn behutsam und schleppen ihn herab von den Schienen.

Sie rütteln und schütteln ihn. Sie bringen ihn an einen nahen Feldbrunnen, benetzen sein Gesicht mit kaltem Wasser, reiben ihm Hände und Füße.

Allmälich kommt der Bewußtlose zu sich. Anfänglich weiß er sich nicht zu besinnen, wo er sich befindet, dann aber, als ihm die Situation klar wird, springt er taumelnd auf und umarmt seine Freunde.

Sie fragen ihn aus, wie ihm zu Muthe gewesen sei.

„O,“ erwiderte er, „ich spürte das Nahen des Zuges schon, ehe er zu sehen war, an dem Klingen der Schienen und dem Beben des Erdbodens. Dann machte ich die Augen fest zu und dachte, nun komm! Weiter nichts.“

Doch als der Zug über ihn fortgegangen wäre?

Da sei er wie mit heißem Wasser begossen worden und ein Singen und Klingen, ein Rauschen und Brausen um ihn her, daß ihm Hören und Sehen verging. „Weiter Nichts."

Eine halbe Stunde später saßen alle Drei in ihrer kleinen Stammkneipe am Hafen und die Verlierer der Wette feierten die „That" Coco's unter lustigem Pokuliren und ließen ihn unzählige Mal hochleben.

In der Nacht kehrte Coco nach Hause zurück.

Die Kobolde des Weines plauderten laut das Geheimniß aus und Nina erfuhr, was geschehen.

Sie sagte kein Wort.

Es war dies ihrem Wesen so unähnlich, daß Coco trotz seiner weinseligen Stimmung davon befremdet wurde.

Mit lebhafter Beredsamkeit suchte er die Gefahrlosigkeit seines Beginnens zu beweisen.

Sie erwiderte nichts.

Selbst des Morgens, als er sie verließ, blieb sie schweigsam. Es berührte ihn dies um so peinlicher, als er genöthigt war, den ganzen Tag fortzubleiben.

„Nina!" bat er. „Sprich, was denkst Du? Schilt mich, aber rede. Ich kann dies Schweigen an Dir nicht vertragen. Ich will, daß Du sprichst!"

Sie sah ihn an.

In dem Blick stand zu lesen, daß er seine Macht über sie verloren.

Seltsam betroffen ging er seines Weges, ohne weiter in sie zu dringen.

Doch ließ es ihm keine Ruhe.

Schon am Nachmittag kehrte er wieder.

Die Wohnung war leer.

Er erschrak. Doch schalt er sich um seines Schreckens willen und redete sich ein, sein Weib sei mit dem Kinde nur ausgegangen — aus Laune, vielleicht um seine Strafe zu verlängern.

Suchend irrte sein Blick umher und fiel auf ein Blatt, das auf seinem Kopfkissen lag.

Es enthielt nur wenige Zeilen von seiner Frau, die ihm mittheilte, daß sie mit dem Kinde zu ihren Eltern ginge und bei denselben bleiben würde. Unmöglich könne sie zu ihm zurück. Ein Mann, der solche Streiche angebe, liebe seine Frau nicht — und einem Manne zu gehören, der sie nicht liebe, sei eine Schande für sie.

Wie vom Donner gerührt, stand Coco da und hielt das Blatt in der Hand.

Noch an denselben Nachmittag machte er sich auf den Weg, den seine Frau eingeschlagen hatte.

Spät in der Nacht langte er im Hause seiner Schwiegereltern an. Er stürmte hinein.

Wo seine Frau sei?

Man bedeutete ihm, leiser zu sprechen. Er sah sich um.

Wo sein Kind sei?

Man zeigte es ihm. Es schlief sanft und ruhig hinter einem Vorhang.

Wo seine Frau sei? wiederholte er und eilte in die anstoßenden Zimmer.

Man folgte ihm. Zögernd erzählten ihm die Schwiegereltern, daß Nina das Kind ihnen zur Pflege dagelassen habe und wieder fortgegangen sei.

Fortgegangen! Wohin?

Sie wußten es nicht.

Nina habe, so erzählte ihre Mutter, unter Thränen und Küssen ihnen das Kind an's Herz gelegt mit der Bitte, es zu behalten und zu pflegen. Nirgend wäre es besser aufgehoben, nirgend besser behütet und beschützt. Sie selbst ginge fort . . ., wohin, wisse sie noch nicht, aber sie habe der Jungfrau Maria ein Gelübde abgelegt und das müsse sie erfüllen, ehe ihre Eltern wieder etwas von ihr erführen.

Coco schlug sich vor den Kopf, warf einen Blick auf sein Kind, nahm schleunigen Abschied und kehrte nach Palermo zurück.

Nach Tagesanbruch stand er vor Fra Pantaleo, dem Beichtvater Nina's.

Dieser wußte sicher, wo Nina geblieben sei.

Coco sah sich getäuscht.

Fra Pantaleo erschrak so sichtlich bei der Meldung von Nina's Flucht, daß ihr Gatte sofort einsah, daß sie nicht im Einverständniß waren.

Aeußerst niedergeschlagen kehrte er in sein verödetes Heim zurück.

Er sah sich um, ob Nina doch nicht in einem Winkel, hinter irgend einem Vorhang stecke und plötzlich hervortreten und mit heißen Küssen ihn entschädigen werde für die ausgestandene Angst.

Doch Nichts rührte sich im Hause, als die alte Dienerin, die still und emsig wie immer das Hauswesen versah. Er befragte sie; die Unbefangenheit der einfachen, etwas beschränkten Person bewies ihm, daß sie von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Die Gute

wunderte sich nur im Stillen über die ungewöhnliche Abwesenheit der Padrona.

Eine unbeschreibliche Aufregung bemeisterte sich Coco's.

Die Vorstellung kehrte ihm immer wieder, in welcher Empörung Nina gewesen sein mußte, um diesen Schritt ausführen zu können. Er versetzte sich in die Lage (noch nie war es ihm eingefallen, sich in eines anderen Menschen Seelenzustand hineinzudenken), er stellte es sich in den lebhaftesten Farben vor, was er empfunden haben würde, wenn sie ein so tollkühnes Spiel mit dem Leben getrieben hätte? Und war für ihn die Verantwortung nicht größer? Wie, wenn der Streich mißlang? Nicht nur sein Leben ging zu Grunde, sondern er beraubte sein Weib, das Alles hingegeben, um ihm in Liebe anzugehören, des Gatten, des männlichen Schutzes, beraubte sein unschuldiges Kind des Vaters!

Wenig hatte er sich bisher um das kleine Geschöpf gekümmert. So wenig, daß er jetzt fast davor erschrak. Es war doch sein Fleisch und Blut . . .

Siedend heiß stieg ihm das Blut in die Wangen. Zum ersten Male dachte er nach. Ohne Scheu, ohne Rücksicht hatte er das treueste, liebevollste Herz in Schmerz und Angst getrieben, um einer tollen, eitlen Knabenlaune wegen! Das Staunen seiner wilden Genossen war ihm von größerem Werth gewesen, als die Ruhe, das Vertrauen seiner Nina! Wie, wenn sie ihm vergelten wollte?

„Aug' um Aug' — Zahn um Zahn —"

Sie war leidenschaftlich. Auch an Kühnheit fehlte es ihr nicht.

Wenn sie den verwegenen Gedanken faßte, es ihm gleich zu thun? Ihn durch dieselbe Angst, die sie ausgestanden, zu strafen?

Die Darstellung war zu peinigend. Coco sprang auf und rannte im Zimmer auf und ab.

Nein, so grausam war sie nicht!

Aber wie? Wenn die Aufregung dieser Tage sie auf das Krankenlager geworfen? Wenn sie irgendwo bei fremden Leuten, mit dem Fieber ringend, darniederlag? Hilflos, verlassen —

Wenn sie ihn rief? Vergebens rief —

Ihm war, als müsse er den Verstand verlieren. Er stürzte hinaus in's Freie, in den Garten, auf das Feld. Auf eine Höhe gelangt, erblickte er am Abhang der Berge das alte Frauenkloster liegen.

Wenn sie sich dort befände?

„Ein Gelübde" hatte sie geäußert. Es gab schreckliche, selbstquälerische Gelübde. Wenn Nina — frommem Fanatismus nicht unzugänglich — es unternahm, für seine Sünden zu büßen?

Ohne Besinnen eilte er nochmals zu Fra Pantaleo. Er schilderte ihm die Qualen, die er in diesen zwei Tagen erduldet, und wie er erkannt habe, welch' ein liebloser, eigensüchtiger Mensch er gewesen sei. Wie sein bisheriges Leben ihm als ein leichtfertiges Spiel auf gut Glück hin erscheine. „Und nun!" rief er, „nun ich zur Erkenntniß gekommen und meinem guten Weibe Abbitte leisten und mich fortan ihrer werth zeigen möchte, nun ist sie nicht da! Helfen Sie! Rathen Sie! Erbarmen

Sie sich meiner! Ich will auch der Jungfrau Maria eine Kerze schenken, so dick wie mein Arm ist!"

„Geh' dort hinein, mein Sohn," sagte Fra Pantaleo mit einem sonderbaren schalkhaften Gesicht, das Jener aber in seinem Kummer nicht beachtete, „wenn Dir dort," er wies nach einem Nebengemach, dessen Thür halb offen stand, „vergeben wird, dann sind die Heiligen Dir gnädig."

Coco gehorchte und trat in's Nebenzimmer.

Mitten im Gemach stand Nina.

Mit einem Jubelruf stürzte Coco ihr zu Füßen und umklammerte sie, als wolle er sie nie wieder los lassen.

Das junge Weib aber neigte sich hochbeglückt zu dem Reuigen nieder. Sie fühlte es: diese Reue war echt.

Natürlich trat — nach einer angemessenen Pause — Fra Pantaleo zu den Wiedervereinigten und gab den Empfindungen derselben die nöthigen wohlweisen Worte: daß nunmehr „Tollkopf" abgeschafft werden müsse, da nur der ein ganzer Mann sei, der mit besonnenem Ernst und edlem Sinn sein und der Seinen Schicksal leite und behüte.

Inhalt.

Hempel & Co., Berlin SW., Zimmerstr. 7.